
Kollapsologie

**Eine Workshopreihe zu Klimakatastrophe,
Kollapsängsten und gesellschaftlicher
Vorsorge**

November 2024 bis Januar 2025

Inhaltsverzeichnis

Einführung	3
Studierende des Studiengangs Onlinejournalismus und ihr Beitrag zum Workshop	5
Die Insel	7
Klimakollaps-Workshops der Schader Stiftung: Ein Blick in den Abgrund und darüber hinaus	19
Wie wir dem Kommenden begegnen	21
Kollaps und Krise aus dem Blickwinkel einer Künstlerin	26
Die Rolle der Emotionen	28
Vom verzweifelten Klimakampf zur Akzeptanz des Kollapses	32
Von der Demokratisierung des Kollapses	34
„Weiterzumachen wie bisher, ist eine Garantie, uns umzubringen“	39
Linkverzeichnis	41

Einführung

Dr. Kirsten Mensch

„Weil die Erde immer heißer wird, steuern wir deutlicher als jemals zuvor auf ein ‚Worst-Case-Szenario‘ zu. Das zeigen die Wissenschaften, die sich mit den Veränderungen des Klimas befassen. Neben der Erderhitzung sind mehrere planetare Grenzen überschritten. Eine Krise folgt der anderen, seien es Pandemien, klimabedingte Migration, Artensterben und Naturkatastrophen wie Waldbrände und Überschwemmungen. Worauf kann das hinauslaufen? Ein schleichender Zerfall ist ebenso im Bereich des Möglichen wie der abrupte Zusammenbruch kritischer Infrastruktur.“

So beginnt der Programmflyer zur Workshoptreihe rund um einen möglichen klimabedingten Kollaps. „Wegsehen oder Hinschauen?“, lautet dabei eine Frage. Wir haben uns mit der Veranstaltungsreihe fürs Hinschauen entschieden.

In vier Workshops zwischen November 2024 und Januar 2025 widmeten wir uns dem klimabedingten drohenden Kollaps in Form von schlechendem Verfall, zusammenbrechenden politischen und wirtschaftlichen Strukturen sowie deren gesellschaftlichen Folgen. Initiator der Reihe war das **Klima-Kollaps-Café**. Hinzugewonnen haben wir die Hochschule Darmstadt mit dem Kommunikationswissenschaftler Prof. Dr. Torsten Schäfer und Studierenden im Studiengang Onlinejournalismus, die die vier Workshops begleitet und in Teilen dokumentiert haben.

Die Veranstaltungsreihe besaß einen eher explorativen als wissenschaftlichen Charakter. Sie hat Personen zusammengeführt, die sich teils aus privatem Anliegen mit der Thematik befassen, teils aus verschiedenen wissenschaftlichen Perspektiven darauf schauen. Der Schwerpunkt der Workshops lag auf Austausch, auch in Kleingruppen, und erlaubte nicht nur analytische Sichtweisen, sondern ebenfalls ein Sich-Öffnen, um emotionale Regungen zu teilen. Zum *explorativen Charakter* trug bei, dass es mit Ausnahme der Workshoptitel und kurzer einführender Impulse keine vorgefertigte Inhaltsplanung gab. Zu jedem Workshoptermin wurde zu Beginn innerhalb der Gruppe beschlossen, welche Themenstränge in Kleingruppen diskutiert werden sollten.

Für optimistische Menschen mag das Thema eines gesellschaftlichen Zusammenbruchs erst einmal fernliegen. Aus Geschichte und Politikwissenschaft hingegen wissen wir, wie fragil politische und gesellschaftliche Strukturen sind. Nicht nur im naturwissenschaftlichen Bereich gibt es Kipppunkte, bei deren Eintreten langsam ablaufende Wandlungsprozesse sich abrupt in einen neuen Zustand überführen. Auch im gesellschaftlichen Kontext ist das möglich. Bei klimabedingten Transformationen oder Zusammenbrüchen spielen sowohl die natürlichen als auch die sozialen Kipppunkte eine Rolle.

Die vorliegende Zusammenstellung wirft Spotlights auf einzelne Aspekte der Workshoptreihe. Zu Wort kommen hierbei vor allem die Arbeiten der Studierenden der Hochschule Darmstadt. Sie haben zum einen Teilnehmende der Workshops interviewt, zum anderen unter Anleitung von Prof. Dr. Torsten Schäfer ein Zukunftsszenario entworfen.

Darüber hinaus kommen Personen aus dem Vorbereitungsteam zu Wort:

Prof. Dr. Torsten Schäfer von der Hochschule Darmstadt erläutert die Arbeit der Studierenden, die die Reihe begleitet haben. Zudem stellt er Fragen zum Umgang mit indigenem Wissen und zyklischem Zeitverständnis.

Gerriet Schwen vom Klima-Kollaps-Café stellt die Klimalage dar und beschreibt die eigenen Erfahrungen mit der Workshopreihe.

Dr. Kirsten Mensch von der Schader-Stiftung berichtet von der Kleingruppe, die sich der Rolle der Gefühle gewidmet hat und liefert weitergehende Gedanken dazu.

Dr. Gösta Gantner von der Schader-Stiftung problematisiert nicht nur den Begriff des „Kollapses“, sondern fragt: Wie gestalten wir in verschiedenen Zukunftsszenarien ein solidarisches und demokratisches Zusammenleben?

Auch wenn das Thema widerständig ist, hoffen wir, Resonanz mit der vorgelegten Zusammenstellung zu finden und für die Zukunft zu mehr – durchaus auch wissenschaftlichen – Überlegungen und Forschungen zu einer möglicherweise schlechten Zukunft anzuregen. Wie lässt sich eine zerfallende Welt noch gestalten? Über welche Handhabe verfügen wir? Und was müssen wir heute schon dafür tun?

Studierende des Studiengangs Onlinejournalismus und ihr Beitrag zum Workshop

Prof. Dr. Torsten Schäfer

Der Wahlkurs an der Hochschule Darmstadt (*h_da*), der im Wintersemester 2024/25 des Bachelor-Studiengangs Onlinejournalismus (OJ) angeboten wurde, hatte einen ungewöhnlichen Titel: „Klima, Erde, Zukunft – Wegsehen oder Hinschauen: Warum ignorieren wir den drohenden Kollaps?“ Er reihte sich damit direkt in das Programm der Schader-Stiftung ein, mit der der Studiengang seit vielen Jahren kooperiert.

Es war ein wenig Überzeugungsarbeit nötig, um die Gruppe von fünf Studierenden von dem komplexen Thema, das nicht sofort einladend ist, zu überzeugen – und es sogar zu wenden. Denn das war die Aufgabe der Studierenden für die Hochschule: konstruktive Geschichten zu erzählen im Lichte der vier Workshops, in denen die Gruppe mitdiskutierte und die Inhalte dokumentierte.

In den wöchentlichen Sitzungen am Mediencampus in Dieburg ging es darum, mit der Szenarien-Technik einen Plot zu entwickeln für eine kollaborative Geschichte mit sozial-ökologischen Inhalten – und stabilen Systemen. Das war die eine Anforderung, der sich die Gruppe stellen musste. Die andere war die Frage der gesellschaftspolitischen Gestaltung innerhalb des Plots: maximal gleich, sozialistisch gar in Reinformat? Oder das Gegenteil, libertär, mit einer Gesellschaft, die nur von Individuen bestimmt und auch finanziert wird?

Zwischen diesen Extremen mussten sich die fünf Geschichtenerzähler*innen orientieren, dabei die Workshopresultate einfließen lassen – und lernen, wie man gemeinsam Plots entwickelt. Und diese dann aufschreibt. Es war für mich selbst ein Abenteuer und das erste Mal, das ich Szenarien so intensiv in der Lehre angewandt habe.

Ich hatte bei der Heinrich-Böll-Stiftung die Szenarien-Methode zwei Jahre zuvor näher kennengelernt und sie in zwei Workshops im Rahmen des „Salons des Guten Lebens“ angewandt. Anschließend arbeiteten damit OJ-Studierende im Sommersemester 2024 in einem Kurs zu Zuversicht und Utopie, der im Rahmen des „Kreativen Schreibens“ im Journalismus-BA angeboten wurde.

Die Sitzungen im Wintersemester 24/25 starteten jeweils mit einem persönlichen Check-In. Es folgten Impulse von mir zu Themen wie Klima-Narrative, sozial-ökologische Transformation, kollaboratives Schreiben oder Plot-Entwicklung. Danach ging es direkt in die Reflexion der Kollaps-Workshops bei der Schader-Stiftung oder der Debatte aktueller Klimanachrichten, die zum Kurskontext passten.

Während des Semesters lasen die Studierenden zwei Dystopien und eine Utopie aus meiner Feder: Ich hatte für die Böll-Stiftung drei Szenarien-Geschichten verfasst, die aus den besagten Workshops hervorgingen. Diese dienten im OJ-Kurs als Lektüre.

Die Gruppe entwickelte darauf aufbauend ein kollaboratives Szenario für ein sozial-ökologisches Zukunftsszenario, das sie zusammen ausformulierten und so angewandtes

Zukunftsdenken lernten – sowie die Kompetenz, es in eine feine Sprache und eine gute Erzählung zu bringen.

Keine einfache Aufgabe: Im BA Onlinejournalismus und dem Master-Studiengang „**Media, Technology and Society**“ schreiben die Studierenden seit vielen Jahren *fiktive Szenarien* zur sozialen und ökologischen Zukunft: Darmstadt im Jahre 2050, das ist etwa eine Aufgabenstellung. Jedoch haben viele der Texte drei Schwächen: Sie sind faktisch, trocken und eher Beschreibungen als Erzählungen. Außerdem oft rein in der Ich-Perspektive aufgebaut, mit der einem der Hyperindividualismus Schwarz auf Weiß entgegen schreit. Und drittens haben die Geschichten einen „Techno-Fix“: technologische Bezüge stehen weit vorne. Es sind automatisierte Individual-Storys voller Knöpfe, Implantate, Apps überall, Maschinen-Intelligenz. Sie heben nicht ab, sondern hängeln sich entlang an der Gegenwart und hüpfen, mit bekannten Mitteln, hier und da mal etwas heraus. Genau das sollte der Plot nicht werden, in den die Kollaps-Workshops einflossen.

Näher ging die Arbeitsgruppe etwa darauf ein, wie man im Zukunftsdiskurs von indigenen und lokalen Gruppen lernen kann, ohne sich kulturell deren Wissen anzueignen oder es zu „extraktivieren“, also es einfach herauszunehmen, ohne im Gegenzug etwas zu geben. Im Kern ging es darum, lokale und indigene Gemeinschaften auf der Suche nach Antworten im Forschungsprozess von Anfang an zu beteiligen, möglichst große Transparenz herzustellen, die Ergebnisse verfügbar zu machen und ihnen im Austausch auch etwas zu geben, und zwar auf verschiedenen Ebenen. Dabei wollten wir von Inspiration sprechen und denken, nicht von kopieren oder nehmen. Es ging um die Erkenntnis der Erlaubnis des Zugangs: Wer bestimmt, dass Forschende Wissen von Gruppen ansteuern können? Wer ist autorisiert dazu – braucht es das überhaupt?

In diesem Strang kam auch die Frage nach linearen versus zyklischen Zeitkulturen auf, die in indigenen Gemeinschaften viel stärker gelebt werden und in der Betrachtung von Natur und ihrer Veränderung ein interessantes Lernfeld sein könnten: Was verändert sich, wenn wir Natur weniger eilig, mehr saisonal und zyklisch, offener und gewundener betrachten, als sie nur auf Rettung, Schutz und Ziele auszurichten?

Für mich suggeriert der Begriff „Kollaps“ eine punktuelle Unwahrheit: dass alles zusammenbricht, schnell, unkontrollierbar und dies dann ebensolche sozialen Reaktionen auslöst wie Panik und Chaos. Ist nicht der Zusammenbruch in der Ökologie und im Klimageschehen ein Wechsel, auch an den Kippunkten entlang, der über Monate und Jahre, ineinander verkettet, mit Auf und Ab geschieht – viel schneller als normale Wetterveränderungen und doch deutlich langsamer als das, was wir empfinden, wenn es „Kollaps“ heißt? Auch dieser Aspekt floss in die Arbeit der fünf Autor*innen mit ein. Die Aufgabe wurde erfüllt: eine spannende Geschichte mit starken Protagonisten ist entstanden, die um die Zukunft ringen, lieben, dabei untergehen, wieder aufstehen und ganz am Ende – ja nun, am besten selbst lesen ... Auf der nächsten Seite geht es los.

Die Insel

Sarah Felczer, Alexander Hofmann, Antonia Hirschmann & Marie-Louise Zein

Schon seit Anfang der 2000er wird über das Versinken der Carteret-Inseln international berichtet.

Die ersten Sonnenstrahlen durchbrechen den dichten Morgen Nebel und tauchen das Wasser in ein warmes, goldenes Licht. Das Meer ist still, fast trügerisch, und ein kleines Fischerboot wiegt sich ruhig hin und her. Kima hält das Ruder fest in den Händen und lässt sein Gesicht in der Wärme der Morgensonne baden.

Während er seine Angel ins Meer auswirft, schweift sein Blick zur Küste seiner Heimatinsel Manavara, die kaum noch wiederzuerkennen ist.

Das Leben zwischen Hoffnung und Untergang

In den letzten Jahren hat sich vieles verändert. Das, wovor Viele gewarnt hatten, ist spürbare Realität für die Inselbewohner von Manavara geworden: Der steigende Meeresspiegel hat die Carteret-Inseln im Südwesten Papua-Neuguineas erreicht und auch Manavara langsam, aber unaufhaltsam überschwemmt.

Die Küstenerosion hat große Teile des Landes verschlungen, während das salzige Wasser immer tiefer in den Boden eindringt und damit fruchtbare Felder und Gemüsegärten zerstört. Die Wurzeln der Sumpfbrotwurzel verfaulen, die jahrhundertelang die Hauptnahrungsquelle der Inselbewohner war. Der Klimawandel hat den Bewohnern den Boden unter den Füßen weggezogen und Hunger in die Gemeinschaft gebracht.

Damit ein Leben auf der Insel für die Bewohner überhaupt noch möglich ist, leben sie nun hauptsächlich vom Fischfang und der staatlichen Lebensmittelhilfe. Trotz der schwierigen Umstände überwiegt die Liebe zur Heimatinsel und erfüllt einen Großteil der Inselbewohner – so auch Kima, seine Großmutter Mani und seinen Großvater Vaheto.

Für andere jedoch wächst immer mehr der Wunsch, ein besseres Leben auf dem Festland zu finden, fernab von den stetigen Herausforderungen, die der Klimawandel mit sich bringt.

Eine Kindheit im Schutz der Großeltern

Kima wuchs behütet bei seinen Großeltern Mani und Vaheto auf, die ihm all die Liebe gaben, die seine Eltern ihm nie geben konnten. Seine Mutter starb bei seiner Geburt, seinen Vater hat er nie kennengelernt.

Er war ein ruhiger, nachdenklicher Junge, der lieber dem Rauschen der Wellen lauschte, als sich mit den anderen Kindern in wilde Spiele zu stürzen. Während die anderen barfuß über den heißen Sand rannten und lachend ins Meer sprangen, saß Kima oft mit angezogenen Knien am Ufer und ließ den Blick über das weite, endlose Blau schweifen.

Obwohl er sich lieber im Hintergrund aufhielt und Aufmerksamkeit scheute, wirkte sein Aussehen alles andere als unauffällig – seine sonnengebräunte Haut war von

unzähligen Sommersprossen überzogen, und seine dunklen Locken fielen ihm immer wieder ungebändigt ins Gesicht, sodass sie seine strahlend blauen Augen verdeckten.

Seine Großmutter Mani strich ihm schon als Kleinkind sanft die Locken aus der Stirn. „Diese blauen Augen hast du von deiner Mama“, flüsterte sie ihm oft zu. Sie erzählte ihm von ihrer Sanftheit und von ihrer tiefen Liebe zur Insel Manavara.

Sein Großvater Vaheto hingegen lehrte ihn alles über das Meer: wie man fischt, die Winde liest und mit den Gezeiten geht, anstatt gegen sie zu kämpfen. Schon als kleines Kind verbrachte Kima die meiste Zeit am Ufer, wo er mit seinem Großvater die Netze flickte und ihm aufmerksam dabei zusah, wie er Knoten für Knoten knüpfte, damit es fest genug war, um den starken Strömungen standzuhalten.

Sobald er alt genug war, nahm ihn Vaheto mit aufs Meer, und Kima begann nach und nach, im Fischen seine Leidenschaft zu finden.

Das leise Verschwinden der Insel

In seinen Erinnerungen fühlte sich Kimas Kindheit unbeschwert an. Doch der Klimawandel war von Beginn an ein ständiger Begleiter – er schlich sich leise in den Alltag der Inselbewohner, war eine drohende, unsichtbare Gefahr, die für Kima lange keine echte Bedeutung hatte.

Es war für ihn selbstverständlich, den salzigen Boden mit frischem Wasser zu spülen, um die Pflanzen zu retten. Genauso selbstverständlich, wie mit den anderen Kindern auf Palmen zu klettern oder im warmen Regen Fangen zu spielen. Doch mit den Jahren begann er, die Veränderungen bewusster wahrzunehmen – bis es ihn eines Tages wie eine dunkle, eiskalte Welle überrollte. Er sah zu, wie das Meer Stück für Stück von seiner Heimat nahm – fruchtbare Erde, vertraute Orte, ganze Lebensgrundlagen. Und mit jedem verlorenen Stück, schwand auch die Unbeschwertheit seiner Kindheit.

In der Schule begegnete Kima zum ersten Mal dem Wort „Evakuierung“. Was erst ein völlig fremder Begriff für ihn war, wurde später zu seinem Albtraum. „Die Situation wird immer ernster“, sagte damals seine Klassenlehrerin. „Die steigenden Wasserstände und die Erosion werden uns irgendwann zu einer Entscheidung zwingen. Wenn wir nichts unternehmen, wird es möglicherweise nötig sein, die Insel zu evakuieren. Einige von euch werden vielleicht gezwungen sein, an einem anderen Ort ein neues Leben zu beginnen.“

Dieser Satz löste viel in Kima aus. Seine Heimatinsel zu verlieren, war für ihn keine Option.

Tränenüberströmt kehrte Kima von der Schule nach Hause, entsetzt von dem, was er über die Insel erfahren hatte. Sein Großvater Vaheto, der gerade dabei war in der Küche an etwas herumzuwirken, nahm Kima in den Arm und beschloss, sich mit ihm an den Strand zu setzen und gemeinsam die Wellen zu beobachten. Beide schwiegen vor sich hin.

Plötzlich fiel Kimas Blick auf eine kleine Gruppe Inselbewohner, die sich mühsam an etwas zu schaffen machten. „Opa, was machen die Menschen dort?“, fragte er neugierig. Vaheto schwieg einen Moment, seine dunklen Augen folgten den Bewegungen der Männer und Frauen, die knietief im Wasser standen. Schließlich deutete er auf etwas: „Sie

pflanzen Mangroven“, sagte er leise. „Ihre Wurzeln halten die Erde zusammen. Ohne sie frisst das Meer alles auf und verschlingt unsere Insel.“

Kimas unermüdlicher Kampf

Kima wurde neugierig: „Und warum hilft dann nicht jeder mit?“.

Sein Großvater atmete tief durch und sah für einen Moment hinaus auf das endlose Blau. „Weil viele nicht glauben, dass es noch etwas bringt“, sagte er schließlich. „Manche haben die Hoffnung längst aufgegeben.“ Kima ließen diese Worte nicht los. Aufgeben? Nie-mals. Wenn es nur eine Möglichkeit gab, seine Heimat zu retten, dann wollte er sie nutzen.

So beschloss Kima, sich den anderen Inselbewohnern anzuschließen und beim Mangrovenpflanzen zu helfen. An manchen Tagen standen sie stundenlang in der Mittagshitze, knietief umgeben von Schlick. Ihre Hände waren von der Arbeit aufgerissen, ihre Gesichter von Schweiß und Salz verkrustet. Sie gruben Löcher, setzten die jungen Setzlinge ein und hofften, dass die Wurzeln tief genug in der Erde verankert waren, um dem Meer standzuhalten.

Die Mangroven waren ihr letzter Hoffnungsträger, um die Erosion zu bremsen und die Insel zu retten – oder zumindest Zeit zu gewinnen. Und wenn Kima dann über die Küste blickte und beobachtete, wie die grünen Reihen sich langsam aus dem Boden kämpften, dann fühlte es sich an, als könnten sie wirklich etwas bewirken – als würden sie gemeinsam mit ihnen gegen das drohende Verschwinden der Insel ankämpfen.

Doch das Meer ließ sich nicht aufhalten. Die Stürme wurden heftiger, die Fluten kamen immer häufiger und schlügen mit unbändiger Kraft gegen das Land. Immer wieder mussten sie zusehen, wie über Nacht alles fortgespült wurde. Wo vorher noch junge Pflanzen waren, klaffte nun eine braune, ausgewaschene Fläche. Die Worte seines Großvaters drangen in sein Bewusstsein: „Das Meer wird eines Tages die Insel holen, und wir können nichts daran ändern.“ Ein Seufzer entwich ihm, während er auf das endlose Meer hinausblickte. Zum ersten Mal zweifelte er daran, ob sein Kampf wirklich einen Sinn hatte.

Der Schmerz des Verlassens

Verloren in Gedanken, summt Kima leise ein Lied vor sich hin, während er geduldig auf einen Fang wartet. Es ist das gleiche Lied, das er früher mit seiner besten Freundin Emma gesungen hatte. Seit seinem 16. Geburtstag hat er sie nicht mehr gesehen – genau genommen seit dem Beginn der ersten Evakuierung. Emma verließ freiwillig mit ihrer Familie die Insel, um ein neues Leben auf dem Festland zu beginnen. Sie hatten genug Geld, um ein neues Zuhause zu finanzieren, wie einige andere Inselbewohner. Die Ärmeren, wie Kima und seine Großeltern, blieben zurück.

„Unfair“, dachte Kima und rannte tränenüberströmt zu seiner Großmutter, nachdem er sich von seiner besten Freundin verabschieden musste. „Warum müssen wir so unter dem Klimawandel leiden? Wir können doch gar nichts dafür!“

Seine Großmutter zog ihn sanft in ihre Arme, strich ihm liebevoll die Tränen von den Wangen und streichelte über seine dunklen Locken. „Wir können nicht ändern, was uns widerfährt. Aber denk immer daran, die Liebe zu unserer Heimat bleibt bei uns, egal wo wir

sind“, sagte sie zu ihm. Ihre Worte gaben Kima einen kleinen Trost, doch der Schmerz blieb. Auch jetzt, fünf Jahre später, fühlt er immer noch den stechenden Schmerz in seiner Brust, und Tränen schießen in seine Augen.

Plötzlich zieht es an seiner Angel, und Kima wird wieder in die Gegenwart zurückgeholt. Der erste Fang seit Tagen. „Das wird Oma und Opa freuen“, ruft er euphorisch in die Stille, legt die Angel mit den Fischen sorgfältig ins Boot und rudert zurück zur Küste. Der Fang fühlt sich wie ein kleiner Sieg an, und den ganzen Heimweg stolziert er mit einem breiten Grinsen durch die kleine Wohnsiedlung, in der das Haus seiner Großeltern steht.

Ein verlorener Kampf gegen die Zeit

Als Kima die Tür öffnet, wird er sofort von dem vertrauten Geruch von Omas Kräutertee empfangen, der das gesamte Haus umhüllt und ihm das Gefühl von Geborgenheit gibt. Sein Großvater sitzt wie immer am Esstisch, in Gedanken versunken, während seine Oma Wasser für den Tee aufkocht. „Mani, Vaheto, ihr wisst nicht, was ich für eine Überraschung habe“, ruft Kima mit demselben breiten Grinsen, das er schon auf dem Heimweg getragen hat. „Kima, Schatz, da bin ich ja jetzt gespannt. Was hast du uns denn mitgebracht?“, raunt ihm seine Oma zu. Als Kima gerade den Fischfang auf den Küchentisch legt, wird die warme Atmosphäre plötzlich durch ein lautes Kratzen durchbrochen.

Das alte blaue Radio von Kimas Opa flackert auf, und die monotone Stimme einer Frau hallt plötzlich durch den Raum. Es ist die Sprecherin der Regierung von Papua-Neuguinea, die seit Monaten verzweifelt versucht, die letzten Bewohner davon zu überzeugen, die Insel zu verlassen. Mit einer sachlichen, fast gleichgültigen Stimme spricht sie den Satz, wovor sich die ganze Insel fürchtet:

„Die Umsiedlung der letzten Bewohner von Manavara nach Australien ist unvermeidlich. Es ist vorbei.“ Kima erstarrt. Er kann kaum atmen. Die Worte im Radio sind wie ein Schlag in die Magengrube: „Das Hilfswerk CoastCare International hat für die letzten verbliebenen Familien Grundstücke bereitgestellt. Jobs und Schulen erwarten euch dort. Die Zeit zu gehen ist gekommen, die Evakuierungen starten.“ Er kann sich nicht rühren. Kima schafft es nicht einmal, seinen Großeltern in die Augen zu schauen. Die Frau im Radio spricht weiter, doch die Gedanken in seinem Kopf werden lauter, und die Frau verstummt immer mehr. Er möchte nicht hören, was er längst weiß: Manavara ist verloren.

Die Frau, die alles verändert

Matilda tritt aus dem Schatten der Bäume und blickt über die Insel. Sie ist kleiner, als sie es sich vorgestellt hat – ein fragiles Stück Land, das vom Meer bedroht wird. Die Luft ist feucht und warm, die Brise salzig. Vor ihr erstreckt sich ein Dorf aus einfachen Hütten, umgeben von Palmen, deren Wurzeln an den Rändern der Insel freigelegt sind, wo das Meer sie gnadenlos unterspült. Es ist ein bedrückender Anblick, der sie wieder daran erinnert, warum sie hier ist. Lange hat sie sich darauf vorbereitet und sich bis zur Koordinatorin bei CoastCare International hochgearbeitet.

Matilda streicht sich eine ihrer kurzen braunen Haarsträhnen aus dem Gesicht und klopft an die Tür des Hauses, das vor ihr liegt. Hier lebt eine der Familien, die sie in ihr neues Leben begleiten soll. Dass das keine leichte Aufgabe wird, hat sie bereits im Gefühl.

Sie zupft gerade noch ihr Shirt zurecht, als sich die Tür öffnet. Ein junger Mann, Kima, tritt heraus. Seine Augen mustern sie misstrauisch, aber auch neugierig. Matilda kann die Anspannung in seiner Haltung spüren. „Hallo, ich bin Matilda Wilson. Ich bin von Coast-Care International, der Organisation, die Sie unterstützen soll ...“, beginnt sie und versucht, ihn mit einem freundlichen Lächeln zu beruhigen. Kima nickt knapp. „Sie sind wegen der Evakuierung hier.“ Es ist keine Frage, sondern eine Feststellung, mit der er die Frau unterbricht. „Ich bin Kima Kavara.“

„Ja, genau“, sagt sie schließlich. „Wir helfen dabei, alles zu koordinieren, damit der Übergang so reibungslos wie möglich verläuft. Sind Sie schon fertig, haben Sie alle Papiere zusammen?“ „Ja, natürlich, meine Großeltern sind im Wohnzimmer“, antwortet Kima, etwas schroffer, als er beabsichtigt hatte. Er tritt zur Seite, um sie hereinzulassen.

Der Abschied, den Kima nie wollte

Drinnen ist es schlicht, aber gemütlich. Auf einem kleinen Tisch stehen Schalen mit Reis und Fisch, und eine ältere Frau, Kimas Großmutter, sitzt auf einem geflochtenen Stuhl. Ihr Gesicht ist ruhig, doch ihre Augen sind voller Entschlossenheit. „Hallo, schön, dass Sie da sind. Sie sind Matilda von CCI, richtig? Sie hatten angerufen?“, fragt die Großmutter, ohne aufzustehen. Ihre Stimme ist sanft, aber direkt.

Matilda nickt und setzt sich auf einen der einfachen Holzstühle. „Ja. Wir wissen, wie schwer das für Sie alle sein muss. Aber wir tun alles, um sicherzustellen, dass Kima gut aufgenommen wird und sicher ist.“ Die Großmutter lächelt schwach. „Sicher“, wiederholt sie nachdenklich, als wäre das Wort ein ferner Traum.

Kima, der bis dahin unruhig auf und ab gegangen ist, tritt schließlich näher. „Also, Mani, Opa, ihr wisst Bescheid. Lasst uns gehen, länger hier zu bleiben wird es auch nicht einfacher machen und das Schiff wartet nicht ewig.“ In seiner Stimme kann Matilda hören, dass er es bereits ahnt. Schweigen legt sich über den Raum. Kimas Großmutter sieht zu ihrem Enkel auf, und ihr Gesicht verändert sich – voller Schmerz, aber auch voller Entschlossenheit.

„Mein Schatz“, beginnt sie, „wir haben lange darüber nachgedacht. Aber wir werden nicht mitkommen.“ Die Worte treffen Kima direkt ins Herz. Er starrt seine Großmutter an, als hätte er sie nicht richtig verstanden. „Was?“ bringt er schließlich hervor. „Was redest du da? Natürlich kommt ihr mit!“ „Kima“, sagt Mani ruhig, ihre Stimme fast entschuldigend, „das hier ist unser Zuhause. Wir gehören hierher. Wir sind alt und wir wollen unsere letzten Jahre an dem Ort verbringen, den wir kennen und lieben.“ Kimas Atem beschleunigt sich, und sein Blick springt zwischen seiner Großmutter und Matilda hin und her.

„Nein. Nein, das geht nicht. Das ist Wahnsinn! Ihr könnt nicht hierbleiben, während die Insel verschwindet!“ Seine Großmutter legt ihm eine Hand auf den Arm. „Mein Schatz, der Klimawandel macht an keiner Grenze halt. Es bringt uns nichts, an einen anderen Ort zu gehen, nur um dort die gleichen Probleme zu finden. Wir können nicht ständig umziehen. Aber du ... du hast noch ein Leben vor dir und kannst mit den Herausforderungen umgehen.“

Kima hält ihre Hand fest, aber wendet sich verzweifelt an die einzige Person, die ihm helfen könnte. „Sie hören, was sie sagen, oder? Sie sind nicht bei Verstand! Ihr könnt sie nicht einfach hierlassen!“ Matilda atmet tief durch, fühlt die Wut und Verzweiflung des jungen Mannes wie einen Sturm, der sie zu verschlingen droht. „Es tut mir leid, Kima“, sagt sie ruhig. „Aber ich kann niemanden zwingen, mitzukommen. Ihre Großeltern haben das Recht, ihre eigene Entscheidung zu treffen.“ „Recht?“ schnaubt Kima. „Welches Recht haben sie, hier zu bleiben und zu sterben? Und welches Recht haben Sie, einfach wegzusehen? Wofür sind Sie sonst hier?“

Matilda sieht ihn an, ihre Geduld wird auf die Probe gestellt. Sie fühlt sich schuldig, auch wenn sie weiß, dass sie nichts tun kann. „Ich verstehe, dass das schwer für Sie ist“, sagt sie gefasst. „Aber es ist nicht meine Entscheidung. Ihre Großeltern wissen, was sie tun. Sie haben ihr ganzes Leben hier verbracht, und sie haben das Recht, ihre letzten Tage hier zu verbringen, wenn das ihr Wunsch ist.“

„Das ist absurd!“, ruft Kima. „Ihr seid doch hier, um uns zu retten! Wie könnten ihr einfach zulassen, dass sie sich selbst aufgeben?“ Die Großmutter unterbricht ihn sanft, ihre Stimme ruhig, aber bestimmt. „Kima, hör auf“, sagt sie. „Uns geht es gut. Du musst dich um dein eigenes Leben kümmern.“ Kima bleibt wie angewurzelt stehen, unfähig, die Tragweite ihrer Worte zu begreifen. Er will etwas erwidern, doch die Worte bleiben ihm im Hals stecken.

Nach einer kurzen Pause wendet sich auch die Großmutter an Matilda: „Können Sie uns noch etwas Zeit geben?“ Matilda nickt und geht vor die Tür, betrachtet den strahlenden Himmel und wartet.

Das Ende vor dem Anfang

Schließlich kommt Kima wieder heraus. „Gehen wir“, sagt er zu Matilda mit brüchiger Stimme. Matilda zögert einen Moment, bevor sie nickt und ihm den Weg zum Hafen weist. Auf dem Pfad herrscht ein bedrückendes Schweigen, unterbrochen nur vom stetigen Rauschen des Meeres.

Am Hafen warten bereits andere Familien – ihre Gesichter still und voller Schmerz. Das Schiff liegt bereit, seine Umrisse von der untergehenden Sonne in warmes Licht getaucht. Kima hält kurz inne, bevor er an Bord geht, und blickt zurück auf die Insel – auf die Palmen, die Hütten und die Silhouette des Hauses seiner Großeltern. Als das Schiff schließlich ablegt und die Insel in der Ferne verblassst, schließt Kima die Augen und lässt die Stille in sich widerhallen. Er weiß, dass er sie nie vergessen wird – weder seine Großeltern noch den Ort, den er Heimat nennt.

Die ersten Wochen in Brisbane sind für Kima ein Wechselbad der Gefühle. Die Landschaft ist eine Mischung aus atemberaubender Schönheit und kühler Funktionalität. Alles scheint darauf ausgelegt zu beeindrucken – makellos begrünte Straßen, blitzende Hochhäuser und technische Wunderwerke, die das Leben erleichtern. Es ist das Schlaraffenland, von dem man ihm erzählt hat, doch der Überfluss macht ihn nervös. Hier lebt man in Saus und Braus, als gäbe es keine Grenzen – eine Welt, in der der Gedanke an Verzicht oder Sparsamkeit schlicht nicht existiert.

Die Straßen sind gesäumt von riesigen Feigenbäumen, doch dazwischen reihen sich blitzsaubere Hochhäuser aus Glas und Beton, moderne Bürokomplexe mit offenen Fassaden und begrünte Terrassen. Besonders der Brisbane River prägt das Stadtbild. Tagsüber schlängeln sich die CityCats, weiß-blaue Katamaranfähren, fast lautlos über das Wasser, während die Story Bridge in der Sonne glitzert.

Entlang der South Bank erstreckt sich eine perfekt angelegte Promenade mit Cafés, Radwegen und künstlich angelegten Stränden, wo Familien und Touristen das warme Klima genießen. Alles scheint ordentlich, effizient – fast zu perfekt. In den ersten Tagen fühlt sich Kima wie ein Fremder in einer Welt, die ihn nicht braucht. Die Menschen sind freundlich, aber in Eile, vertieft in ihre Routinen. Während er durch die Straßen läuft, kann er nicht anders, als sich zu fragen, ob er in dieser Stadt jemals ankommen wird.

Leben im Überfluss

Sein Alltag beginnt früh am Morgen mit einer Routine, die von den Verantwortlichen des Integrationsprogramms organisiert wurde. Sprachkurse, Orientierungstrainings, Arbeitsprojekte, alles darauf ausgelegt, ihn und die anderen Neuankömmlinge so schnell wie möglich in diese neue Welt zu integrieren.

Doch zwischen all den perfekt organisierten Aktivitäten ist es die schlichtweg endlose Fülle an Ressourcen, die Kima am meisten beeindruckt. Die Supermärkte quellen über vor Produkten, von denen er auf der Insel nur hatte träumen können: unzählige Brotsorten, Regale voller Snacks und Getränke jeglicher Art. Nichts scheint hier schwer zu bekommen. Strom, Wasser, Nahrung, von allem ist zu jeder Zeit genug vorhanden.

Von außen betrachtet blüht Kima in seiner neuen Heimat auf. Er lernt die neue Sprache schnell, erkundet die Stadt und probiert alles aus, was sie zu bieten hat. Tagsüber schlendert er durch riesige Einkaufszentren, fährt mit der Fähre über den Brisbane River oder verliert sich in den endlosen Ablenkungen, die ihn von seinen Gedanken fernhalten. Abends sitzt er mit anderen Neuankömmlingen in Bars, testet fremde Gerichte oder streift durch Viertel voller Restaurants, Musik und Menschen. Doch die Nächte sind schwer. Wenn die Straßen leiser werden und er alleine in seinem Zimmer liegt, holt ihn die Stille ein. Dann denkt er an die Insel, an das Leben, das er zurücklassen musste. An das Meer, das nachts nie wirklich still war. Hier gibt es alles und doch fühlt er sich verloren.

Immer wieder muss er an die Insel denken – an die Großeltern, die mit so wenig ausgekommen sind und für die selbst ein bisschen Überfluss ein Fest gewesen wäre. Hier dagegen feiert man jeden Tag, als gäbe es keinen Morgen. Kima spürt, dass diese Welt sich anders anfühlt als sein altes Leben. Wo auf der Insel jede Ressource kostbar gewesen ist, scheint sie hier unerschöpflich. Niemand macht sich Gedanken darüber, ob man zu viel nimmt oder zu viel verbraucht. Klimaschutz, Nachhaltigkeit – all das wird zwar erwähnt, aber niemand scheint es wirklich ernst zu meinen. Nicht, dass es Kima stört, denn im Moment ist er zu sehr damit beschäftigt, sich an dieses neue Leben zu gewöhnen, um darüber nachzudenken.

Er ist fasziniert von der Leichtigkeit und genießt das Leben ohne jegliche Einschränkungen. Manchmal fühlt es sich an wie ein Traum oder wie ein Märchen. Eine Welt, in der alles möglich ist, und in der niemand die Schatten sehen will, die hinter den glänzenden

Oberfläche lauern. Kima weiß nicht, ob er bewundert, was er sieht, oder ob es ihn abschreckt. Alles, was er weiß, ist, dass die Regeln hier völlig anders sind und dass er noch nicht sicher ist, ob er sie je ganz verstehen wird. Doch manchmal bringt ihn das Leben an vertraute Orte oder zu vertrauten Gesichtern. So ist es, als er Matilda wieder trifft.

Neue Aufgaben

Matilda ist die Koordinatorin des Hilfsprojekts CoastCare International, das Schutzmaßnahmen für Gebiete entwickeln soll, die vom Klimawandel bedroht sind. Doch für Kima ist sie nicht nur eine Fremde in einer neuen Welt. Er erinnert sich genau: Es war der Tag seiner Flucht, als sie mit ruhigem, entschlossenem Auftreten half, das Chaos am Hafen zu ordnen.

Jetzt, Monate später, begrüßt Matilda ihn mit einem Lächeln: „Kima, richtig? Ich habe gehört, Sie kennen sich gut mit Küstenvegetation aus. Wir könnten jemanden wie Sie gebrauchen.“ Ihre Worte erinnern ihn an die Flucht, doch er nimmt das Angebot an – eine Chance, sich abzulenken und einen Sinn zu finden.

Anfangs fühlt sich die Arbeit vertraut an. Pläne für Mangrovenpflanzungen, Karten studieren, Lösungen finden – es ist wie ein Stück Heimat. Kimas Tage beginnen früh und enden spät. Morgens analysiert er Karten und plant Mangrovenaufforstungen, um die Küsten vor Erosion und Sturmfluten zu schützen. Nachmittags arbeitet er in sumpfigem Gelände, schleppt Sämlinge und befestigt Uferbereiche. Die Hitze ist unerbittlich, doch Kima lässt sich davon nicht bremsen. Auch die Reparatur und Verbesserung überlasteter Deiche fordert seine Kreativität: Zusammen mit Ingenieuren kombiniert er lokale Techniken mit modernen Ansätzen, um den begrenzten Ressourcen gerecht zu werden.

Der Zustrom Geflüchteter aus gefährdeten Regionen bringt zusätzliche Herausforderungen. Schutzmaßnahmen müssen priorisiert und Dörfer gerettet werden – oft gegen die Zeit. Dennoch gibt es Erfolge: Ein Dorf durch Mangroven und Uferbefestigungen vor einer Flut zu bewahren, bringt Hoffnung und einen Moment des Triumphs. Auch wenn Kima spürt, dass diese Küste genauso verletzlich ist wie seine Heimat, hält er an seiner Arbeit fest. Jeder gerettete Ort ist ein kleiner Sieg inmitten wachsender Herausforderungen.

Das Paradies bröckelt

Doch je länger er bleibt, desto mehr erkennt er, dass das Festland weit weniger das Paradies ist, als es anfangs schien. Die Infrastruktur wirkt stabil, doch unter der Oberfläche bröckelt es. Verzögerte Projekte ziehen sich über Monate, weil Gelder fehlen oder Genehmigungen ausstehen. Schutzmaßnahmen gegen Küstenerosion bleiben in der Planungsphase stecken, während die nächsten Sturmfluten bereits drohen. Die Bürokratie ist zäh, Entscheidungen werden aufgeschoben, und Kima merkt, dass selbst in einer wohlhabenden Stadt wie Brisbane nicht alles reibungslos funktioniert. Auch das Wetter ist inzwischen unberechenbar. Plötzliche Starkrassen setzen ganze Viertel unter Wasser, Dürren trocknen Flüsse aus, Buschbrände drohen die Randgebiete der Stadt zu verschlingen.

Und dann sind da die Menschen, die Schutz suchen. Jeden Monat kommen mehr Geflüchtete aus den umliegenden Regionen. Sie flüchten aus Küstendorfern, die vom steigenden Meeresspiegel verschlucht werden, von Farmen, die wegen ausbleibenden

Regens aufgegeben wurden. Die Notunterkünfte füllen sich ohne Aussicht auf Besserung. Kima sieht die Angst in den Augen der Neuankömmlinge, eine Angst, die er nur zu gut kennt. Für Kima und die anderen bedeutet das: mehr Arbeit. Was einst überschaubar war, wird zu einem Kampf gegen die Zeit. Kimas Tage beginnen früh und enden spät. Gemeinsam mit Matilda arbeitet er an überlasteten Küstensicherungen und bedrohten Flussgebieten.

Zusammenhalt in der Not

Kima und Matilda stehen wieder einmal an einem der umliegenden Flussufer in der Nähe von Brisbane, wo der Boden nach einem heftigen Sturm weggespült worden war. Ein provisorischer Damm droht zu brechen. Kima deutet auf einen möglichen Befestigungspunkt und sagt: "Die Strömung muss umgeleitet werden, sonst hält das nicht bis morgen früh." Matilda nickt zustimmend. "Dann packen wir's an."

Ohne lange zu diskutieren, machen sie sich mit den anderen Helfern an die Arbeit. Sie schleppen Sandsäcke, verstärken kritische Stellen und lenken das Wasser um. Stunden vergehen, in denen sie schweißgebadet und schlammverschmiert schuften. Als sie es endlich geschafft haben, lassen sie sich erschöpft auf die Sandsäcke fallen. Matilda stößt Kima leicht mit der Schulter an. "Gute Idee vorhin. Ohne dich hätten wir's wohl nicht rechtzeitig hinbekommen." Kima lächelt müde. Zum ersten Mal fühlt er sich wirklich als Teil des Teams.

In den folgenden Wochen und Monaten wächst ihre Zusammenarbeit zu einer echten Freundschaft. Sie fordern sich gegenseitig heraus, bringen sich neue Sichtweisen bei und stehen füreinander ein, wenn es mal nicht so läuft. Oft sitzen sie bis spät in die Nacht zusammen, diskutieren über neue Lösungsansätze und lachen über ihre Fehlschläge. Wenn einer von ihnen frustriert aufgeben will, ist der andere da, um ihn wieder aufzubauen. Ihr Engagement wirkt auch für andere ansteckend. Immer mehr Menschen aus der Gegend schließen sich den Hilfsarbeiten an, überzeugt davon, dass sie gemeinsam etwas bewirken können.

Fünf Jahre später

Fünf Jahre später. Es riecht nach warmem Metall und Schweiß, als Kima in den Zug einsteigt. Er setzt sich an einen Fensterplatz, greift nach der Trinkflasche in die Tiefe seines Rucksacks und nimmt einige Schlucke. Heute Morgen ist er extra früh aufgestanden, um vor der Abfahrtszeit noch an der Gedenkstätte seiner Heimatinsel vorbeizugehen: Ein Wasserspender, der an all die Menschen erinnert, die auf der Insel zurückgeblieben sind. Kein Tag vergeht, an dem er nicht an seine Großeltern denkt. Der Schmerz ist unendlich und tief, seitdem er ohne Familie aufs Festland fliehen musste. Trotzdem hat Kima einen Weg finden müssen, mit der Situation umzugehen – so wie es jeder von der Insel tun musste. Das hätten seine Großeltern sich für ihn gewünscht.

Mit einem unsanften Ruck setzt sich der Zug in Bewegung. Gedankenverloren schweift Kimas Blick aus dem Fenster. Grünbewachsene Wolkenkratzer ziehen an ihm vorbei. Der Himmel ist wolkenlos und die Sonne knallt unerbittlich auf alles und jeden herab. Es ist ein Tag, an dem erstickende Windböen in den Lungen kratzen und man sich nur gegen

Abend draußen aufhalten sollte. So empfehlen es zumindest die Leute aus den Nachrichten.

„Schlimm, dass so viele Menschen ihr Zuhause verlieren“, grummelt ein Mann in Kimas Nähe. Sein Blick ist auf eine große Anzeige über ihren Köpfen gerichtet: ‚Fast elf Jahre ist es nun her, dass zum ersten Mal Bewohner der Insel Manavara evakuiert wurden. Heute wird Brisbane erneut Klimaflüchtlinge aufnehmen.‘

Kima antwortet mit einem stummen Nicken. Ob dem Mann wohl bewusst ist, dass auch er früher oder später ein Klimaflüchtling sein wird? Kima weiß, dass negative Ereignisse oft verdrängt werden, um sie vom Bewusstsein fernzuhalten. Und obwohl dieser Mann hautnah die unberechenbaren Wetterereignisse miterlebt, grenzt er sich davon ab – wie erschreckend und faszinierend zugleich.

Erst letzte Woche hat Kima mit Matilda telefoniert. Sie hatte von einer neuen anstehenden Evakuierung geredet. Eine weitere Insel ist akut von den Fluten des Meeres betroffen, und Matilda wird mit CoastCare International in diesen Teil des Landes reisen, um bei der Evakuierung zu helfen. Sie hatte Kima gefragt, ob er sie begleiten wolle, doch er hatte abgelehnt. Auch wenn seine eigene Flucht bereits so viele Jahre zurückliegt, fühlt er sich nicht in der Lage, diese Menschen zu unterstützen.

Er fokussiert sich lieber auf seine Arbeit. Darin kann er aufgehen, er selbst sein und tun, worin er gut ist. Mit einem Team von mittlerweile zwanzig Leuten überwacht Kima regelmäßig das Wachstum junger Mangroven, die an Flüssen und in Küstennähe verpflanzt werden, um Erosion und Überschwemmungen aufzuhalten. Auch jetzt ist Kima auf dem Weg zu einem dieser Orte.

Das Flüstern des Untergangs

Der Zug hält mit quietschenden Rädern. Endstation. Ein großer Betonklotz blockiert den Schienenverkehr, wie in vielen Vierteln in Küstennähe. Schon seit fünf Jahren werden Stadtteile überflutet und U-Bahn-Stationen stehen unter Wasser.

Kima steigt aus und zieht sich die Kapuze tief ins Gesicht. Anders als in der Stadtmitte herrscht hier draußen ein feuchteres Klima. Es wird nicht lange dauern, bis die Feuchtigkeit in seine Glieder dringt und sein Kreislauf reagiert: Schwindel, Kopfschmerzen und Müdigkeit sind die harmlosesten Auswirkungen des ständig wechselnden Klimas – und zum Glück die einzigen, mit denen Kima zu kämpfen hat. Deswegen bekommt auch er immer die Küstenschicht zugeteilt. Mit langen Schritten stapft er in Richtung Landzunge. In die entgegengesetzte Richtung zu der, die die wenigen Insassen des Zuges einschlagen. Dorthin, wo der modrige Geruch von totem Fisch und salzigem Meerwasser herüberzieht. Dort, wo die Stille den Lärm längst besiegt hat.

Das schmatzende Geräusch unter Kimas Füßen ist durchdringend. Wasser quillt unter dem vermeintlich festen Boden hindurch und macht ein schnelles Vorankommen unmöglich. Vor zwei Wochen noch reichte es ihm nur knapp bis über die Knöchel, doch jetzt muss er bei jedem Schritt aufpassen, damit ihm das Wasser nicht über die Knie in die Stiefel schwappt.

Vorbei an verlassenen Häusern, zurückgelassenen rostigen Autos und ausgeblichenen Straßenschildern. Immer wieder knarren Gebäude, die langsam, aber sicher dem Verfall erliegen.

„Genauso habe ich mir immer eine Geisterstadt vorgestellt“, denkt er und erblickt schließlich die Aussichtsplattform, von der aus er einen guten Blick auf die gepflanzten Mangroven hat. An guten Tagen fahren seine Kollegen und er mit dem Boot nach draußen, um das Wachstum der Pflanzen zu begutachten. Alleine tut Kima das schon lange nicht mehr. Auch er, seit seiner Kindheit ein erfahrener Segler, hat längst das Vertrauen in die Berechenbarkeit des Meeres verloren.

Mit festen Griffen erklimmt Kima die Leiter. Der Schweiß steht ihm auf der Stirn und mit jeder Sprosse zerren die Böen stärker an seiner Kleidung. Es ist, als wolle der Wind ihn daran hindern, die neuesten Auswirkungen seiner Mächte zu begutachten. Doch ohne Erfolg. Etwas außer Atem kommt Kima schließlich auf der Plattform an. Gierig trinkt er einige Schlucke Wasser, um die drohenden Kopfschmerzen hinauszuzögern. Dann widmet er sich seinem Fernglas.

Die Grenze zwischen Land und Meer

Die Küstenlinie wirkt fast surreal. Unregelmäßig klatschen Wellen ans Ufer, brechen schließlich an verfallenen Gebäuden und bahnen sich ihren Weg tiefer in die Stadt. Der Brisbane River war bereits übergetreten und hatte sich gemeinsam mit dem Meer gegen die Betonmassen verschworen. Sandsäcke, die den Fluss einst bändigen sollten, hatten versagt und ganze Schutzwälle waren durch den hohen Salzgehalt zerfressen.

Kima muss zweimal hinschauen, um die Stellen der angepflanzten Mangroven zu entdecken. Grüne Flecken, die mal mehr und mal weniger aus dem Wasser ragen und in gleichmäßigen Bewegungen im Rhythmus des Rauschens wiegen. Zumindes in der Flussgegend haben die Pflanzen standgehalten. Doch in unmittelbarer Umgebung des Meeres bietet sich Kima ein Anblick des Jammers: Mangroven – manche entwurzelt und im Wasser treibend, andere überschwemmt, sodass nur noch die Kronen schemenhaft zu sehen sind. Die Pflanzen waren so vielversprechend angegangen, haben sich selbstständig vermehrt, sind super gewachsen – und jetzt das. „Es war zu spät gewesen. Es hätte einfach früher reagiert werden müssen!“ Kima umklammerte die Brüstung so stark, dass seine Fingerknöchel weiß hervortreten.

Alle Anzeichen sind dagewesen, doch wurden sie einfach viel zu lange ignoriert. Dämme hätten früher errichtet werden müssen, energieeffiziente und umweltverträgliche Häuser auf sicherem Terrain gebaut und vor allem hätte der CO₂-Verbrauch drastisch eingeschränkt werden müssen. Eine neugedachte Infrastruktur hätte all dies verhindern können. Reines Überleben war nicht genug – es mussten grundlegende Veränderungen her, um die Zukunft zu sichern. Doch nun war es nur noch ein Wetlauf gegen die Zeit.

Neue Sicht auf die Vergangenheit

Eine feuchtwarne Böe erfasst Kima und spielt mit seinem Gleichgewicht. Als er sich hingibt, um dem Schwindelgefühl gegenzusteuern, sieht er in den Himmel. Er spürt den harten Gitterboden unter seinem Körper und das Schwanken, wenn wieder ein Wind

aufkommt. Flüchtig ziehen Wolken vorüber und gewähren der Sonne das ein oder andere Hindurchkommen.

Kima schließt die Augen. Es war fast wie damals in Manavara. Das sanfte Schaukeln des Bootes, während er darauf wartete, dass ein Fisch anbiss. Windböen, die heulten, wenn sie sich im Segel verfingen. Das gelegentliche Kreischen der Möwen. Er erinnert sich an die lustigen Abende, die er mit Emma am Lagerfeuer verbrachte. Den Geschmack von gebratenem Fisch, den niemand so gut zubereiten konnte wie sein Großvater. Und der Geruch von Kräutertee, den seine Großmutter immer kochte.

„Mein Schatz, der Klimawandel macht an keiner Grenze halt. Es bringt uns nichts, an einen anderen Ort zu gehen, nur um dort die gleichen Probleme zu finden“, hatte seine Großmutter gesagt. „Wir können nicht ständig umziehen. Aber du hast noch ein Leben vor dir und kannst mit den Herausforderungen umgehen.“

In den letzten Jahren dachte Kima immer wieder über diese Sätze nach. Er war geflohen, hatte eine neue Sprache gelernt, einen Job gefunden und sogar einige gute Bekanntschaften geschlossen – so wie es sich seine Großeltern für ihn gewünscht hatten. Doch der Gedanke, das aufzugeben und immer wieder aufs Neue tun zu müssen, beschert Kima einen fahlen Beigeschmack. Es ist ein drückendes, unendlich zerrendes Gefühl, das kein Ende finden würde. Und zum ersten Mal seit seiner Flucht versteht Kima die Entscheidung seiner Großeltern. Er wird in Brisbane bleiben – bis zum Schluss.

Klimakollaps-Workshops der Schader Stiftung: Ein Blick in den Abgrund und darüber hinaus

Alexander Hofmann

Von Hoffnung, Ohnmacht und der Suche nach Antworten

Was tun, wenn der Klimawandel nicht mehr aufzuhalten ist? Diese Frage stand im Mittelpunkt der Klimakollaps-Workshops der Schader-Stiftung. Die Veranstaltung brachte Teilnehmende aus unterschiedlichen Bereichen zusammen, um über den drohenden gesellschaftlichen Kollaps und den Umgang damit zu diskutieren. Dabei war auch Sabine Heidemann; sie hat sogar an allen vier Terminen in Darmstadt teilgenommen.

Ein persönlicher Zugang zur Krise der Natur

Sabine Heidemann hat Wirtschaftsinformatik studiert und ist inzwischen als pädagogischer Coach tätig. Seit ihrer Jugend beschäftigt sie sich mit Themen rund um den Klimawandel. Während des Interviews wurde dabei auch immer wieder ihr Bezug zur Natur deutlich. Ursprünglich dachte sie, dass Politik und Gesellschaft auf die Warnungen von Wissenschaftler*innen reagieren würden. Doch die Realität ist ernüchternd: „Keiner tut in angemessener Weise etwas gegen den Klimawandel“, sagt sie. Ihre Sorge gilt nicht nur der eigenen Zukunft, sondern vor allem der kommenden Generationen: „Meine Kinder und Enkel werden die volle Härte der Krise erleben.“

Die Workshops: Plattform für Austausch und Reflexion

Die Workshop-Reihe setzte sich mit verschiedenen Aspekten des Klimakollapses auseinander. Dabei wurden Fragen wie der Einfluss des Kolonialismus auf die Klimakrise, die psychologischen Schutzmechanismen gegen die Realität des Wandels und mögliche gesellschaftliche Reaktionen auf die sich zuspitzende Lage behandelt. Besonders beeindruckt war Heidemann von der Atmosphäre des Austauschs: „Es war eine Erleichterung zu sehen, dass ich nicht die Einzige bin, die diese Bedrohung so ernst nimmt.“ Ein zentraler Punkt einer der Workshops war die Diskussion darüber, wie Menschen in Krisensituativen reagieren. Während kurzfristige Notlagen oft Solidarität hervorbringen, besteht die Gefahr, dass langfristige Krisen zu gesellschaftlicher Verhärtung führen. Heidemann reflektiert: „Wichtig fand ich, dass es diese Entwicklung geben muss hin zu mehr Solidarität, um Dinge zu bewältigen. Vor allen Dingen die Anpassung an den unvermeidlichen Klimawandel. Dass das nur solidarisch funktionieren kann.“

Sabine Heidemann konnte sich zunächst nicht vorstellen, dass es wirklich zu einem gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Kollaps kommen könnte. Erst durch die Workshop-Reihe wurde ihr bewusst, dass der Zerfall bestehender Strukturen – von Stromversorgung bis hin zu wirtschaftlichen Lieferketten – eine reale Möglichkeit ist. „Lange Zeit glaubte ich, dass zumindest die westlichen Gesellschaften ihre technologischen und wirtschaftlichen Systeme aufrechterhalten könnten“, sagt Heidemann. „Aber mittlerweile sehe ich, dass ein vollständiger Kollaps durchaus denkbar ist.“ Sie überlegt weiter: „Ich dachte immer, dass zumindest gewisse Systeme stabil bleiben würden, doch nun sehe ich, dass das nicht garantiert ist.“ Besonders eindrucksvoll war für sie die Erkenntnis, wie eng der

Klimawandel mit gesellschaftlichen Entwicklungen und individuellen Handlungsmöglichkeiten verknüpft ist.

Der Workshop motivierte Heidemann zudem, aktiver zu werden. Sie möchte Missstände klar benennen und sich gezielt einbringen, anstatt sich nur aufzuregen. Besonders die Auseinandersetzung mit konkreten politischen Entscheidungen, wie der Widerstand gegen den Windkraftausbau in Bad Orb, hat sie darin bestärkt, sich öffentlich zu äußern und aktiv Stellung zu beziehen. Ihr Engagement gegen die Blockade des Windkraft-Ausbau drückte sie unter anderem durch Leserbriefe in örtlichen Zeitungen und auf politischen Veranstaltungen aus: „Es macht mich fassungslos, dass wirtschaftliche Interessen den dringend notwendigen Ausbau erneuerbarer Energien verhindern.“

Kritische Reflexion: Fehlt die Lösungsorientierung?

Zu Beginn der Workshoptreihe stellte sie fest, dass es weniger um den Klimawandel selbst ging, sondern mehr um die gesellschaftlichen Folgen und den Umgang damit. „Ich glaube, wir haben über Klima und die Klimaentwicklung selbst eigentlich nicht so viel geredet, sondern eher über die Folgen und vor allen Dingen, wie man damit umgehen wird. Aber das fand ich eigentlich auch angemessen“, so Heidemann. Trotz der wertvollen Diskussionen vermisste sie einen stärkeren Fokus auf konkrete Lösungsansätze. Besonders die Frage nach gesellschaftlichen Strukturen, die auch in Krisenzeiten funktionieren könnten, erschien ihr zentral. „Wir brauchen eine Art Notfallmodus für die Gesellschaft – so wie Notstromaggregate in Krankenhäusern.“

Sabine Heidemann zieht ein differenziertes Fazit aus dem Workshop. Sie betont den Wert der Veranstaltung, insbesondere den Austausch mit Gleichgesinnten: „Ich fand sie eigentlich alle wichtig. Was ich vor allen Dingen am wichtigsten fand, war zu erleben, dass da andere Menschen sind, die auch diese Zusammenhänge sehen und sie auch als sehr bedrohlich, sehr besorgniserregend ansehen.“

Gleichzeitig äußert sie den Wunsch nach mehr Lösungsorientierung: „Also dieser Teil, also Richtung Lösungsorientierung, der fehlt mir eigentlich noch ein bisschen.“ Sie sieht den Workshop als guten Ausgangspunkt, wünscht sich aber konkretere nächste Schritte: „Schön wäre es jetzt noch, wenn man aus diesen ganzen neuen Erkenntnissen quasi so einen Plan machen würde und sagen: Okay, und jetzt unterhalten wir uns mal konkret darüber, der Punkt, der Punkt, der Punkt, wie gehen wir denn damit um?“

Dieser Wunsch nach konkreten Handlungsstrategien unterstreicht ihre Überzeugung, dass neben dem Verständnis der Problematik auch praktische Lösungsansätze entwickelt werden müssen, um den Herausforderungen des Klimawandels effektiv zu begegnen.

Wie wir dem Kommenden begegnen

Gerriet Schwen

Als der Diskurs still blieb

Im Jahr unserer Veranstaltungsreihe überschritt die globale Durchschnittstemperatur erstmals über zwölf Monate hinweg die 1,5-Grad-Grenze – ein Kippunkt, der Jahrzehntelang als rote Linie galt. Doch der Aufschrei blieb aus. Kein Notstand, keine Debatte, kaum Resonanz. Für mich war das einer dieser Momente, in denen deutlich wird, dass wir verlernt haben, ehrlich über das Kommende zu sprechen. Die Veranstaltungsreihe, die ich mitorganisieren durfte, war für mich ein Kontrast dazu – und eine wichtige Lernerfahrung.

Einen persönlichen Zugang zum Unbesprechbaren finden

Es war für mich eine besondere Erfahrung, die Veranstaltungsreihe im Schader-Forum mitzuentwickeln und durchzuführen. Gemeinsam mit Menschen aus unterschiedlichsten Disziplinen und gesellschaftlichen Kontexten haben wir uns einer unbequemen Frage gestellt: Wie sprechen wir über die Möglichkeit eines gesellschaftlichen Kollapses – ohne sofort davor die Augen zu verschließen, ohne in lähmenden Pessimismus zu verfallen und auch ohne den Zwang zum Optimismus?

Ich hatte den Eindruck, dass uns dabei etwas gelungen ist, was in öffentlichen Diskursen selten ist: eine ehrliche, zugewandte Haltung, die weder in Zweckoptimismus noch in Resignation flüchtet. Wir haben einen Austauschraum geschaffen, in dem ein unbeschöner Blick auf die Lage und die davon ausgelösten Gefühle koexistieren durften. Keine Selbsthilfegruppe – sondern ein gemeinsames Forschen an der Grenze des Besprechbaren.

Wenn Hoffnung nicht mehr reicht

Meine Auseinandersetzung mit Kollaps ist geprägt von der Entschlossenheit, mich für eine bessere Zukunft einzusetzen. Nach einem sozialwissenschaftlichen Studium habe ich Forschungsprojekte geleitet und zusammen mit Aktiven aus Wohnprojekten, offenen Werkstätten, solidarischer Landwirtschaft und anderen gemeinschaftsbasierten Initiativen untersucht, wie gesellschaftliche Transformation praktisch gelingen kann. Es gibt viele konkrete Ideen für besseres Leben für alle. Doch je tiefer ich einstieg, desto deutlicher wurde: Selbstorganisierte Alternativen wachsen bisher nur langsam – während sich ökologische Krisen, soziale Ungleichheiten und geopolitische Spannungen immer schneller zuspitzen. Hoffnung bleibt notwendig – aber sie reicht nicht aus.

Unsere Lage: realistisch betrachtet

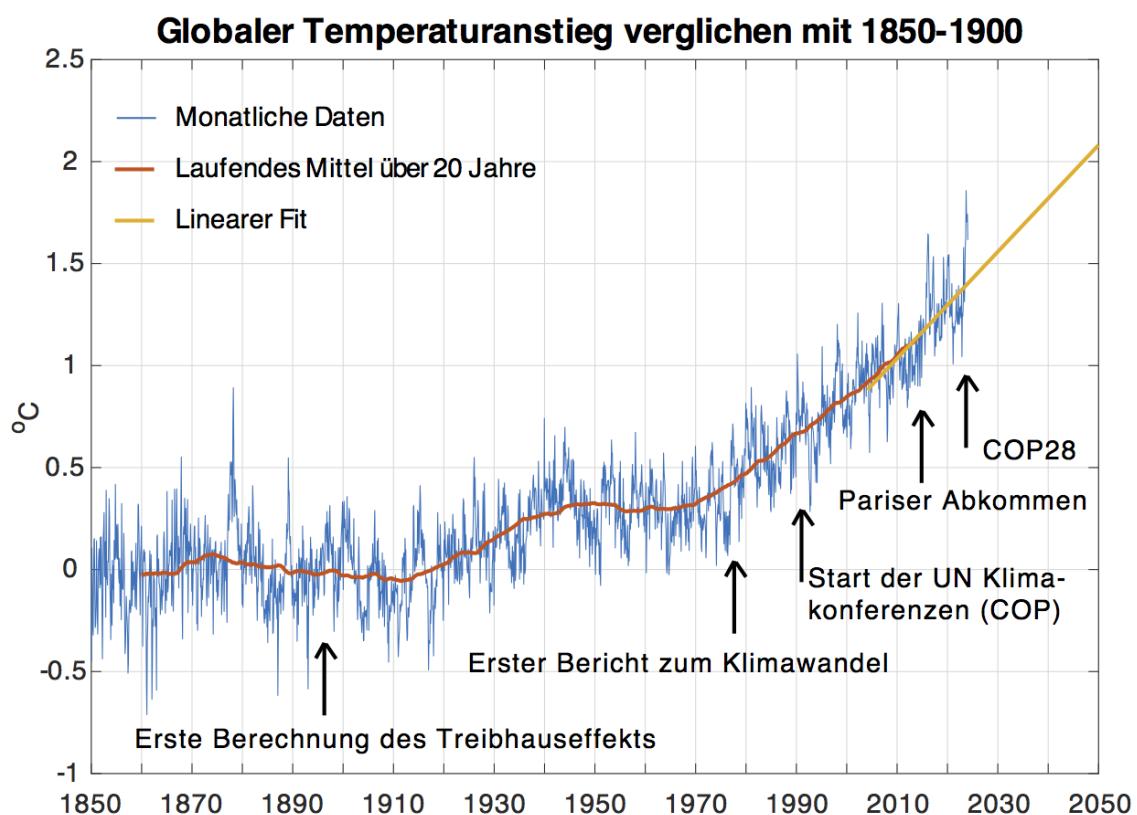


Abb. 1: Es ist paradox: Die Erderwärmung hat sich stark beschleunigt, seit Klimawissenschaften diese Daten veröffentlichten. Aktuell verläuft die Erwärmung (orange Linie) schneller als je zuvor (rote Kurve). Daten: Berkeley Earth Land and Ocean Data (Lufttemperatur-Anomalien über See-Eis gemessen)¹.

Seit über hundert Jahren ist die **klimaschädliche Wirkung von CO₂** bekannt. Dennoch steigen die Emissionen weiter – Jahr für Jahr. Inzwischen sind sechs von neun „**planetary boundaries**“ überschritten, also die meisten der planetaren Belastungsgrenzen. Wir sind also schnell darin, die eigenen Lebensgrundlagen zu zerstören.

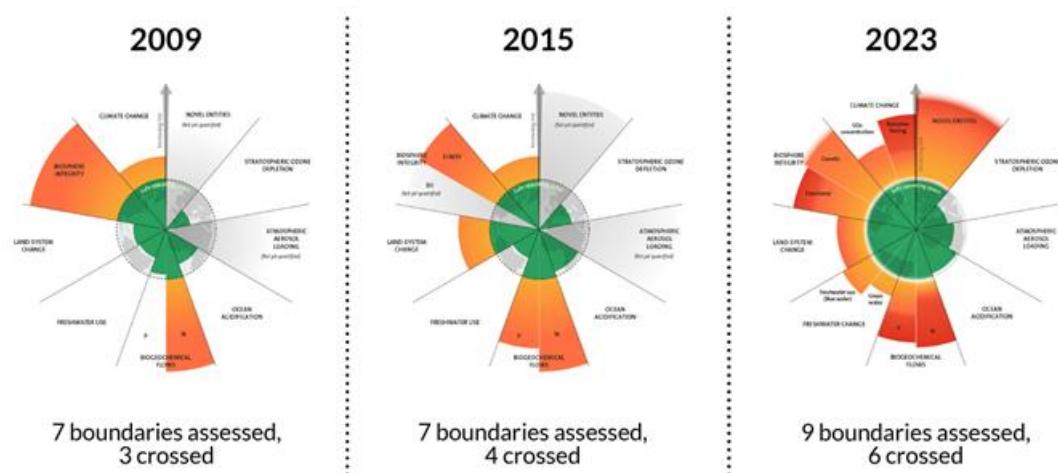


Abb. 2: Schaubild zur Belastung der „**planetary boundaries**“ (planetare Grenzen) im Laufe der Jahre. Daten & Darstellung: Azote for Stockholm Resilience Centre, Stockholm University².

Außerdem überschritt die globale Durchschnittstemperatur im Jahr unserer Veranstaltungsreihe erstmals über zwölf Monate hinweg **die Schwelle von 1,5 °C** über dem vorindustriellen Niveau. Dieses Ziel – die Erwärmung auf unter 1,5 °C zu begrenzen – galt lange als Orientierungspunkt, der viele verband: von Anzugträgern in Paris bis zu Aktivist*innen im Hambacher Forst. Denn ab dieser Schwelle droht das **Überschreiten von Kipppunkten** mit irreversiblen und katastrophalen Folgen. Doch als die Schwelle schließlich überschritten wurde, blieb es auffallend still.

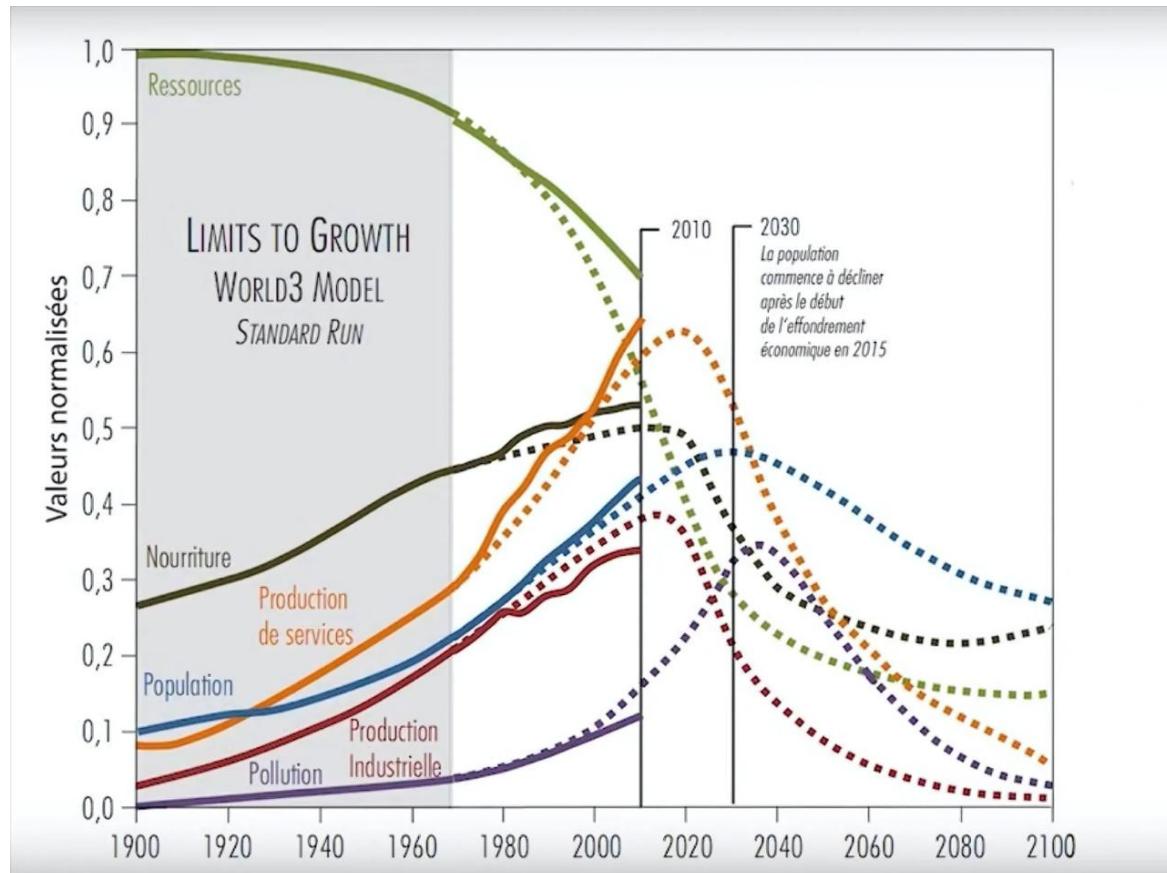


Abb. 3: Vergleich der Prognosen aus „Grenzen des Wachstums“ von 1972 in Punkten und der historischen Entwicklung in Linien³.

Dabei haben wir eine lange Tradition darin, Gefahren zu kennen – und dennoch weiterzumachen wie bisher. Schon 1972 warnten **Die Grenzen des Wachstums** vor einem Weiter-so – heute bestätigen sich **zentrale Projektionen**. Und selbst beim IPCC erhielten oft optimistischste Szenarien die meiste Aufmerksamkeit – obwohl sich die pessimistischen als realistischer erwiesen.

Was bedeutet es, wenn der öffentliche Diskurs weitgehend irrational optimistisch bleibt, während wissenschaftlich fundierte Modelle reale Gefahren benennen – bis hin zur Möglichkeit des Aussterbens der Menschheit?

Verdrängung auf allen Ebenen – individuell, gesellschaftlich, wissenschaftlich
Mich lässt diese Kluft nicht los – zwischen dem, was wir wissen, und dem, wie wir handeln.
Mir scheint der deutschsprachige Klimadiskurs vor allem von Verdrängung und irrationaler Hoffnung geprägt. Geradezu zwanghafter Optimismus wirkt wie eine gesellschaftliche Pflicht: Wer infrage stellt, dass alles gut wird, gilt schnell als destruktiv. Dabei wird

Hoffnung oft zur rhetorischen Beruhigung – auf Kosten der Tatsachen. In diesem Sinne scheinen sich alle einig: Klimabotschaften sollen „positiv“ sein, inspirieren, Mut machen. Doch was, wenn die Lage gerade nicht positiv ist?

Die Naturwissenschaften können uns deutlich sagen, dass wir uns auf dünnem Eis bewegen. Aber die Sozialwissenschaften tun sich schwer, Orientierung zu geben: Wie sprechen wir motivierend über existenzielle Risiken – wie die Gefahr des Zusammenbruchs kritischer Infrastrukturen?

Daher sollten wir selbst experimentieren – denn weiteres Abwarten könnte tödlich sein. Es fehlt nicht an naturwissenschaftlichen Gründen um sich zu sorgen, sondern an Austausch um herauszufinden, wie wir dem kommenden Chaos begegnen wollen. Es fehlt an Formaten, die es erlauben, Unsagbares auszusprechen, ohne ins Zynische oder Alarmistische zu kippen. An Konfrontation mit der Frage, wer wir gewesen sein wollen ... und Veranstaltungen wie diese Workshoptreihe können hier Brücken bauen – zwischen wissenschaftlicher Forschung und gesellschaftlicher Auseinandersetzung.

Raum für ehrliche Zukunftsfragen

Im Rahmen der Veranstaltungsreihe wollte ich dazu beitragen, einen Raum zu schaffen, in dem wir nicht länger um den Elefanten im Raum herumschleichen: Was, wenn die Welt – wie wir sie kennen – tatsächlich zerfällt?

Solche Fragen zu stellen, heißt nicht einfach nur zu schockieren. Sondern, sich verantwortlich der Lage zu stellen. Denn wenn wir auf eine Katastrophe zusteuern, frage ich mich an Anlehnung an Andrew Boyd: Wie können wir sie zur „**bestmöglichen Katastrophe**“ machen? Was können wir jetzt tun, um kommendes Chaos solidarisch abzumildern, um Leiden zu reduzieren und um Menschlichkeit zu bewahren?

Die Gespräche in der Veranstaltungsreihe haben in mir noch einmal vertieft, was mich an Andrew Boyd inspiriert hat: Vielleicht ist es nicht mehr möglich, Schlimmes zu verhindern. Vielleicht geht es jetzt darum, das Beste im Schlimmsten zu suchen. Solidarische Vorbereitung, statt individualistische Rettungsfantasien. Nicht der Sieg über die Katastrophe (die bereits eingetreten ist) – sondern Menschlichkeit inmitten von Katastrophe hochzuhalten.

Die Reihe hat mir gezeigt: Es gibt ein wachsendes Bedürfnis nach genau solchen Gesprächen. Und sie erfordern etwas, das im öffentlichen Diskurs wenig vertreten ist: innere Resilienz. Wer sich der Möglichkeit des Kollapses stellt, braucht Mut – und eine gewisse Weite in sich, um nicht zu verzweifeln. Doch gerade dieser schonungslose Blick, so schmerhaft er ist, kann zu einer tieferen Entschlossenheit führen, sich für das Bestmögliche einzusetzen.

Können wir schöner scheitern?

Mein persönliches Fazit: Es lohnt sich, zusammenzukommen – ehrlich, fragend, verletzlich. Die Reihe hat meine Entschlossenheit gestärkt, mich für eine bestmögliche Zukunft einzusetzen – auch, wenn diese vielleicht ganz anders aussieht, als wir bis vor kurzem gehofft haben.

Nun hoffe ich, dass die Veranstaltungsreihe – und dieser Text – andere dazu anregen, die buchstäblich notwendige Debatte über Klimakollaps, Resilienz und Kommunikation weiterzuführen. Und vielleicht entsteht daraus noch mehr: neue Formate, weitere Begegnungen, gemeinsame Fragen. Denn eines ist sicher: Die Zukunft wird nicht davon besser, dass wir nicht darüber sprechen.

¹ Darstellung: Knorr in "Klima, Kollaps. Kommunikation" (2025) Hrsg. Köhler, Leisgang, Schwen & Seckmeyer. Lizenz: CC BY 4.0. sowie online als [Essay](#)

² Based on Sakschewski and Caesar et al. 2025, Richardson et al. 2023, Steffen et al. 2015, and Rockström et al. 2009. Lizenz: CC BY-NC-ND 3.0.

³ Turner, Graham M. „On the Cusp of Global Collapse? Updated Comparison of The Limits to Growth with Historical Data“ in GAIA 21/2 (2012): 116 – 124. Darstellung: R. Stevens. Lizenz: CC BY 3.0.

Kollaps und Krise aus dem Blickwinkel einer Künstlerin

Ein Interview von Sarah Felczer mit Margit Schild

Als Margit Schild auf dem Bildschirm erscheint, sitzt sie mit zwei Kolleginnen in ihrem Atelier in Berlin. Neben Berlin ist sie auch in einem Künstlerhaus im Osten Deutschlands und mehrere Monate im Jahr in Vancouver zu finden.

Welche Rolle spielt Kreativität in Deiner künstlerischen Praxis und Lehrtätigkeit?

Ich verorte mich im Kontext der Kunst – bin Diplom-Ingenieurin für Landschafts- und Freiraumplanung und dann durch Zufall in die Kunstszenen gerutscht, wo ich auch mein Geld verdiene. In der Kunst arbeite ich mit Zeichnung und Film. Im Film habe ich mich mit Dokumentarprojekten über Flucht und Migration beschäftigt, weil mich diese Themen sehr bewegen. Neben meiner künstlerischen Praxis lehre ich Kunst und kreative Prozesse an Universitäten im In- und Ausland.

Die Kernfrage meiner derzeitigen Praxis, Forschung und Lehre, ist: Wie funktioniert Kreativität? Und welchen Einfluss haben Zwänge und drastische Einschränkungen, wie sie in Krisen und Katastrophen auftreten, auf Inspiration und Ideenentwicklung? In meiner Arbeit analysiere ich die dahinter liegenden Mechanismen und versuche sie anzuwenden. Zudem nehmen Kunst und Krisenmanagement zwar verschiedene Aufgaben in der Gesellschaft ein, zeigen aber eine umfassende Gemeinsamkeit auf: Mechanismen und Rahmenbedingungen, die eine Krise auslösen, können deckungsgleich sein mit denen, die Kreativität erzeugen, denn: „Not macht erfunderisch!“

Inwiefern hast Du in Deinem Job mit Krisenthemen zu tun?

Krisen sind oft unvorhersehbar – wir wissen weder, wann, wie, noch in welchem Ausmaß sie eintreten. Trotzdem müssen wir uns irgendwie vorbereiten. Genau hier spielt Kreativität eine Schlüsselrolle, die, obwohl sie nicht als mysteriöse Eingebung, sondern als praxisnahe und gezielt vermittelbare Fähigkeit funktioniert, in der Krisenvorsorge oft übersehen wird. Einen Kernmechanismus von Kreativität repräsentieren provisorische Lösungen, die in Krisen eine wichtige Rolle spielen. Ich sehe sie als interdisziplinäre, interkulturelle und milieuübergreifende Phänomene. Jeder Mensch kennt Provisorien – egal ob in der Kunst, im Katastrophenschutz oder im Alltag. Sie zeigen, wie flexibel und lösungsorientiert Menschen auf Herausforderungen reagieren können.

Ein gutes Beispiel ist mein Workshop im Bundesamt für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe. Dort habe ich mit Katastrophenschützenden gearbeitet, unter anderem mit einem Feuerwehr-Ausbilder, der überrascht war, dass wir eine ähnliche „Sprache“ sprechen. Das zeigt, wie viel Potenzial in der Verbindung von Kunst und Katastrophenschutz steckt. Gerade mit Blick auf zukünftige Krisen müssen wir Kreativität als Werkzeug ernst nehmen – nicht nur in der Kunst, sondern in allen Bereichen.

Wie bist Du auf die Workshoptreihe der Schader-Stiftung aufmerksam geworden und warum hast Du Dich dazu entschieden, teilzunehmen?

Ich habe an der Workshoptreihe teilgenommen, weil mir Veranstaltungen dieser Art nicht oft begegnen – vor allem keine, die sich so intensiv mit Krisenthemen befassen. Als ich

die Ausschreibung der Schader-Stiftung las, dachte ich sofort: Da muss ich hin. Ich finde offene Formate, bei denen Themen wie Krisen und gesellschaftliche Zusammenhänge beleuchtet werden, unglaublich wichtig. Wir leben in krisenbehafteten Zeiten. Deshalb ist es so wertvoll, wenn Räume geschaffen werden, in welchen der Umgang damit diskutiert werden kann. Die Offenheit hat mir an dem Workshop sehr gefallen. Es war spannend zu sehen, welche Menschen dort zusammenkommen, welche Debatten geführt und welche Interessen und Ideen von den Teilnehmenden mitgebracht werden. Es war ein breites Spektrum vertreten, bezogen auf Perspektiven, Hintergründe, Alter und Expertise – ein richtiges Potpourri, das den Begriff „Kollaps und Krise“ aus unterschiedlichsten Blickwinkeln beleuchtet hat.

Wie hast Du die Teilnehmenden des Workshops empfunden?

Ich habe die Teilnehmenden und den Workshop als sehr inspirierend empfunden, vor allem, weil er gezeigt hat, wie radikal interdisziplinär die Thematik ist. Wir können Krisen und Kreativität nicht isoliert oder in starren Sektoren denken. Das Thema betrifft uns alle – auf lokaler, politischer und auf der persönlichen Handlungsebene – und erfordert daher Ansätze, die diese verschiedenen Perspektiven zusammenbringen. Aber was für mich deutlich wurde, ist die Notwendigkeit, ein gemeinsames Vokabular zu finden. Ein Vokabular, das die radikale Interdisziplinarität dieses Themas abbildet und es ermöglicht, dass Menschen aus unterschiedlichen Feldern Anknüpfungspunkte finden, ohne dass jemand in der Debatte verloren geht. Das ist eine zentrale Herausforderung, aber auch eine große Chance: diese Schnittmengen zu definieren und eine Sprache zu entwickeln, die Brücken zwischen all diesen Perspektiven baut. Der Spruch „Not macht erfinderisch“ kann zur Quelle kreativer Lösungen werden und das benötigte Material hervorbringen.

Die Rolle der Emotionen

Dr. Kirsten Mensch

„Komisch, ich habe gute Laune. Warum?“

Das ist der erste Input in einer der Kleingruppen innerhalb der Workshopreihe. Es geht um den drohenden klimabedingten Kollaps, ob schleichend oder abrupt. Es geht also um das Ende unserer heutigen Lebensweise. Verwunderlich ist nicht, dass die Teilnehmerin Gefühle anspricht. Denn diese Kleingruppe hat sich das Thema „Rolle der Emotionen“ ausgesucht. Weshalb nun gute Laune und nicht Verzweiflung, Frustration oder Angst als Gefühl hochkommen, ist indes eine berechtigte Frage.

Die Antwort findet sich schnell: Es haben sich im Rahmen der Workshopreihe Menschen gefunden, die sich mit Zukunftsvorstellungen befassen, die sie sonst eher individuell zu verarbeiten versuchen. In dieser Kleingruppe versammelten sich zudem Personen, die offen über Gefühle sprechen wollen. Das kann trotz eines schwer erträglichen Gesprächsstoffs für gute Stimmung sorgen.

Am Ende des Austausches ist sich die Gruppe in einem einig: Das Verhalten der Menschen gegenüber der Klimakrise wäre anders, wenn sie kompetenter mit Emotionen umgehen könnten. Leider blieb nicht genug Zeit, um auszubuchstabieren, was einen kompetenten Umgang mit Gefühlen ausmacht.

Im Nachgang hat die Rolle der Emotionen in mir weitergearbeitet. Ein schwieriges Thema aus gleich zweierlei Gründen:

- In unserem kopfgesteuerten und leistungsorientierten gesellschaftlichen System meiden wir Gefühlsäußerungen eher oder lassen sie nur in bestimmten Settings zu.
- Es ist akademisch komplex.

Die Komplexität fängt bei der Frage an, wie sich die Begriffe Gefühl und Emotion voneinander abgrenzen. In den Absätzen zuvor habe ich sie synonym verwandt – so wie es in der Alltagssprache gang und gäbe ist. In neurowissenschaftlichen Definitionen wird jedoch unterschieden zwischen Affekt, Emotion und Gefühl.

- Affekt gilt als oft unbewusste körperliche Reaktion, die zum Beispiel zu Flucht oder zu Angriff treibt.
- Emotion wird definiert als abgestimmte psychophysiologische Reaktion auf Reize, die von innen oder außen kommen können. Hier treffen sich also innere und äußere Prozesse. Oft zeigt sich etwas davon körperlich, beispielsweise in der Mimik.
- Als Gefühl hingegen wird die bewusste Wahrnehmung der Emotion verstanden. Hierbei geht es um einen rein inneren Vorgang.

In anderen Disziplinen finden sich, um die Sache noch ein wenig zu verkomplizieren, andere Abgrenzungen zwischen Affekt, Gefühl und Emotion.

Was bedeutet all das für einen drohenden klimabedingten Kollaps?

Warum ist emotionale Kompetenz beim Umgang mit drastischen klimatischen Veränderungen wichtig? Vielleicht hilft uns die Einschätzung von Tadzio Müller, der davon spricht, dass wir eine Verdrängungsgesellschaft errichtet haben: „Und was verdrängen wir? Scham und Schuld. ... Schuld bedeutet: ‚Shit, wir haben die Welt kaputt gemacht‘ Und die Scham kommt daher, dass wir schon seit 30, 40 oder 50 Jahren wissen, dass wir sie kaputtmachen.“¹

Ähnlich sieht es Thomas Metzinger: „Wir müssen uns ehrlich machen. Die Menschheit befindet sich mitten in einer planetaren Krise. Die globale Krise ist selbstverschuldet, historisch beispiellos – und es sieht nicht gut aus. Sowohl die politischen Institutionen als auch eine große Zahl von Einzelpersonen auf der ganzen Welt versagen bei der Bewältigung dieser Krise kläglich, und zwar sehenden Auges und schon sehr lange. Es gibt ein neues Problem zu lösen, das eine etwas radikalere Form von Ehrlichkeit erfordert: Wie bewahrt man seine Selbstachtung in einer historischen Epoche, in der die Menschheit als ganze ihre Würde verliert?“²

Beide Autoren setzen bei emotionalen Analysen des Ist-Zustands an. Zudem schlagen sie als Reaktion auf die Krise das Zulassen von mehr Gefühl vor. Tadzio Müller fordert zur Trauerarbeit auf, um den Schmerz aufgrund von Verlust, Schuld und Scham bewusst verarbeiten zu können und dadurch eine neue Basis für eine solidarische Kollapsbewegung zu ermöglichen. Thomas Metzinger setzt auf im westlichen Kulturkreis unübliche Bewusstseinszustände. Er fragt: „Könnte es eine Transformation in der inneren Welt geben, die die Chancen für die äußere Transformation zumindest erhöht?“³

Führen diese Vorschläge zu mehr emotionaler Kompetenz, die die Kleingruppe in unserer Workshopreihe vermisst? Womöglich ja. Einen direkteren Weg bietet die „Gebrauchsanweisung“ von Vivian Dittmar an. Die Erstausgabe des Bandes „Gefühle & Emotionen. Eine Gebrauchsanweisung“ ist bereits 2007 erschienen. Es ist kein akademisches Werk und liefert womöglich deshalb konkrete Vorschläge, wie man zu einem Mehr an emotionaler Kompetenz kommt. Zwar fallen die Definitionen und Kategorien zu den Begriffen Gefühl und Emotion anders aus als in der neueren neurowissenschaftlichen Forschung, aber das tut der Nützlichkeit der Überlegungen keinen Abbruch.

Eine Gebrauchsanweisung für Gefühle

Vivian Dittmar untersucht Gefühle, die im Sozialleben eine Rolle spielen. Körperliche Empfindungen, Affekte, aufgestaute Emotionen oder Bewusstseinszustände thematisiert sie nicht. Sie schreibt: „Ein Gefühl entsteht aus einer Interaktion von Gedanke und Umwelt“⁴. Konkret beschreibt sie folgende Prozessschritte beim Entstehen von Gefühlen: Auf eine Situation (Umwelt) hin erfolgt eine Interpretation (Gedanke). In Folge entsteht das Gefühl, das wiederum Kraft freisetzen kann, um Handlungen oder Absichten zu initiieren⁵.

„Die meisten Menschen sind sich der Tatsache, dass sie ihre Gefühle selbst erschaffen, nicht im Geringsten bewusst. Sie erleben sie als willkürliche, irrationale Empfindungswallungen, die irgendwo in den Tiefen des Unterbewusstseins einen mysteriösen Ursprung haben. (...) Dieses Erleben ist gewiss einer der Hauptgründe, weshalb Gefühle häufig gemieden und nicht selten sogar als Hindernisse für Glück und Erfolg betrachtet werden.“⁶

Vivian Dittmar unterteilt die von ihr untersuchten Gefühle in fünf Kategorien. Sie entstehen jeweils auf Basis der Interpretation einer gegebenen Lage:

- Die Interpretation „Das ist falsch“ führt zu Wut.
- „Das ist schade“ initiiert Trauer.
- „Das ist furchtbar“ erzeugt Angst.
- „Das ist richtig“ ergibt Freude.
- Eine etwas aus der Reihe fallende, trotzdem häufig vorkommende gedankliche Reaktion auf eine äußere Situation lautet: „Ich bin falsch“. Sie führt zu Scham.

Wenn mein Nachbar seinen Rasen mäht, ist das erst einmal eine emotional neutral wirkende Situation. Je nachdem, was sich dazu in meinen Gedanken regt, entwickeln sich verschiedene Gefühle. Halte ich das Rasenmähen für falsch, weil es in der Mittagszeit stattfindet und eine Lärmbelästigung darstellt, dann werde ich wütend. Halte ich es für schade, weil gerade in dieser Jahreszeit die Insekten die knospenden Blüten im Gras brauchen, macht es mich traurig. Empfinde ich es als richtig, weil das in Nachbars Rasen sprießende Unkraut nicht mehr so leicht in meinen Garten auskeimen kann, freue ich mich. Denke ich hingegen darüber nach, dass der Nachbar der bessere Gärtner ist und mein Rasen bald nur noch mit der Sense bearbeitet werden kann, werde ich verlegen oder schäme mich.

Keines der genannten Gefühle – Wut, Trauer, Angst, Freude, Scham – sollte als negativ eingestuft werden, denn sie alle leiten zu angemessenen Verhaltensweisen. Jedenfalls dann, wenn die Einschätzung der Situation passend war.

Soweit das Idealbild, wie wir zu Gefühlen kommen und diese sinnvoll nutzen können. Leider ist es so, dass in unserer Gesellschaft Gefühle nicht wertfrei hingenommen werden.

Das Sprichwort „Angst ist ein schlechter Ratgeber“ verleidet uns dieses Gefühl ebenso wie der Unwillen, als „Angsthase“ dazustehen. Traurigkeit soll, so eine häufig geäußerte Erwartung, möglichst schnell überwunden werden. Scham fühlt sich nicht gut an. Teils versuchen wir individuell manche Gefühle zu vermeiden – wie die Scham, obwohl wir wissen könnten, dass deren Effekte positiv sind – nach dem Motto: „Je mehr ein Mensch sich schämt, desto anständiger ist er.“ (George Bernard Shaw). Teils sind wir durch Erziehung, Sprüche, Filme und Literatur dazu konditioniert, manche Gefühle abzulehnen. Angst kann dann als unmännlich, Wut als wenig feminin und schon gar nicht hilfreich dargestellt werden. Traurigkeit und Verzweiflung gelten als unproduktiv und anstrengend für die Mitmenschen: das scheint nichts für eine leistungsorientierte Gesellschaft zu sein.

Vermeiden wir solche Gefühle und ersetzen sie durch andere, verlieren wir gleichfalls deren Wirkungen. Wut kann zum Handeln führen, Angst zu Kreativität, Trauer zu Annahme des Unvermeidlichen, Freude zu Wertschätzung und Scham zur Selbstreflexion.

Auch wenn sich einzelne Gefühle aufschaukeln und unpassend zur gegebenen Situation verstärken, sehen wir uns unerwünschten Effekten gegenüber. Dann führt die Wut statt zur erwünschten Handlung zu Zerstörung. Übermäßige Angst erzeugt Lähmung, überschießende Freude Illusion und zu viel Scham Selbstzerfleischung.

Verbieten wir uns Wut, Angst und Scham, dann kommen Verhaltensweisen heraus, die uns im heutigen Klimaverhalten bekannt sein dürfte: Da wir sowieso nichts mehr am unvermeidlichen planetaren Niedergang ändern können, verhalten wir uns wie gelähmt. Oder wir setzen die rosarote Brille der Freude auf und geben uns der Illusion hin, mit immer besserer und sogenannter nachhaltiger Technologie die Krise noch in den Griff zu bekommen. Trauer und Freude bekommen einen zu großen Platz, weil die anderen Gefühle mitsamt ihren Kräften und Handlungsoptionen als unerwünscht gelten. Bei anderen Personen wiederum erhält die Wut einen größeren Stellenwert, der in Folge zu zerstörendem Verhalten führt.

Wie gesagt, das ist keine wissenschaftliche Analyse. Es dient als Anregung: Wir könnten darüber nachdenken:

- wie wir mit den eigenen Gefühlen umgehen,
- ob wir uns durch den eingeübten Umgang selbst etwas vorenthalten und
- was wir unseren Kindern beibringen wollen: Welche Emotionen sind erwünscht? Wann darf man sie äußern?

Damit bin ich wieder beim Anfang des Textes, nämlich bei der Kleingruppe zur Rolle der Emotionen. Ein zentrales Ergebnis der Gruppe lautet: Die Kompetenz, mit eigenen Gefühlen und denen von anderen umzugehen, sollte ein Schulfach werden.

¹ Tadzio Müller im Interview mit agora42, in agora42 02/2025, S. 41f.

² Metzinger, Thomas, Bewusstseinskultur, Berlin Verlag 2023, S. 7.

³ Metzinger, Thomas, a.a.O., S. 171

⁴ Dittmar, Vivian, Gefühle & Emotionen. Eine Gebrauchsanweisung, VCS Dittmar 2007, S. 25.

⁵ Dass die Wahrnehmung und mentale Verarbeitung einer Situation entscheidend für das Entstehen von Emotionen sind, wird von der Neurowissenschaft bestätigt. Maren Urner schreibt, bezugnehmend auf eine Studie, die 2023 veröffentlicht wurde: „Im ersten Schritt nimmt das Gehirn die aktuelle Situation wahr, dann antwortet der Körper angemessen und erst im dritten Schritt – also aufgrund der körperlichen Reaktion aus Schritt zwei – fühlen wir eine bestimmte Emotion.“ Maren Urner, Radikal Emotional, Droemer 2024, S. 82.

⁶ Dittmar, Vivian, a.a.O., S. 26.

Vom verzweifelten Klimakampf zur Akzeptanz des Kollapses

Ein Interview von Marie-Louise Zein mit Dorle M.

Dorle M. hat sich jahrelang gegen die Klimakatastrophe engagiert – von Fridays for Future bis hin zur „Letzten Generation“. Heute hat sich ihr Blick auf den drohenden Kollaps verändert. Im Interview spricht sie über den Verlust von Hoffnung im Aktivismus, das Akzeptieren der unausweichlichen Entwicklung und ihre neuen Wege im Engagement für Biodiversität und den Austausch in ihrem Podcast.

Wie bist Du zu deinem klimapolitischen Engagement gekommen?

Ich habe 2019 damit begonnen, mich bei den ersten Fridays-for-Future-Demonstrationen lokal zu engagieren. Schon damals habe ich die Angst vor den Folgen der Klimakatastrophe gespürt. Als ich mich beruflich umorientiert habe, fiel mein Alltag als Lehrerin weg, und die Angst vor der Zukunft wurde noch größer. Lokales Engagement reichte mir nicht mehr, also bin ich mit meiner Tochter zur „Letzten Generation“. Dort gab mir der zivile Ungehorsam zunächst Hoffnung auf Veränderung.

Wann hast du realisiert, dass ein Kollaps unausweichlich ist?

Das war ein schleichernder Prozess, mit schwierigen depressiven Phasen und Zeiten, in denen ich immer wieder gehofft habe, dass wir es schaffen. Während meines Engagements bei der „Letzten Generation“ habe ich mir enormen Druck gemacht, jede Minute zu nutzen, um die Katastrophe zu verhindern. Dieser Druck löste sich schließlich, als ich mich in einem Seminar getraut habe, auf das Scheitern unseres Kampfes für Klimaschutz zu schauen. Dadurch habe ich mir selbst gegenüber eingestanden, dass ich mir etwas vorgemacht habe und nicht mehr kämpfen muss. Dabei empfand ich eine plötzliche, starke Erleichterung, die mir geholfen hat, mich mit dem Kollaps intensiver auseinanderzusetzen.

Welche Gefühle löste das in dir aus?

In diesem langen und anstrengenden Prozess habe ich viel Angst, Ohnmacht und auch Verzweiflung gespürt. Inzwischen habe ich den Kollaps als unausweichlich akzeptiert. Trotzdem bin ich oft traurig oder habe Angst. Es ist aber auch viel Freude, Neugier und Verbundenheit mit den Menschen, die ich in diesem Kontext getroffen habe. Und vor allem auch Dankbarkeit über das, was ich noch habe.

Anfang 2024 bist du aus der „Letzten Generation“ ausgestiegen. Wie hat sich deine Sicht auf Aktivismus und die Mobilisierung für den Klimaschutz verändert?

Für mich macht Klimaschutz nicht mehr viel Sinn. Ich finde es zwar weiterhin gut, wenn Menschen sich engagieren, allerdings glaube ich nicht, dass unsere Regierung wirklich bereit ist, etwas zu verändern. Dafür braucht es politische Mehrheiten in der Bevölkerung und in der Politik – und die sehe ich nicht. Deshalb sind Proteste, die an die Regierung appellieren, wie ein Anlaufen gegen Windmühlen.

Worin siehst du stattdessen eine sinnvolle und zukunftsgerichtete Möglichkeit zu handeln?

Zum Beispiel engagiere ich mich für den Biodiversitätsschutz. Mit einem Freund vom Naturgartenverein plane ich, was wir im Gemeinschaftsgarten pflanzen können, um Lebensräume für Arten zu erhalten. Ich beschäftige mich viel mit Kollaps-Themen, im Garten aber kann ich konkret etwas tun: Pflanzen setzen, säen und beobachten, wie Insekten kommen. Das macht mir Freude, weil es lebensförderlich ist.

In deinem Podcast „Kollapsbewusst“ sprichst du mit anderen Menschen über den Prozess des Kollapsbewusstseins. Wie entstand die Idee dazu?

Als ich mich intensiver mit dem Kollaps auseinandergesetzt habe, bin ich auf das Klima-Kollaps-Café gestoßen. Mich hat besonders interessiert, wie andere Menschen zu dem Bewusstsein des Kollapses gekommen sind und was sie daraufhin in ihrem Leben verändert haben. Darüber hinaus hatte mir damals ein Podcast beim Ausstieg aus dem Beamtentum geholfen, was mich zusätzlich inspiriert hat. Aus dieser Motivation heraus habe ich mit meinem Podcast angefangen. Dadurch habe ich die Möglichkeit, meiner Neugier nachzugehen. Ich sehe den Austausch als unglaublich bereichernd an und hoffe, dass er für andere hilfreich ist.

Gibt es auch Herausforderungen im Austausch über Klimakollaps?

Es können schnell Konflikte entstehen – besonders, wenn Gespräche nur auf einer sachlichen oder fachlichen Ebene geführt werden. Ich fühle mich verbundener, wenn Menschen über ihre persönlichen Erfahrungen sprechen. Aber auch die Angst vor der Zukunft – vor Gewalt, Rechtsruck und Faschismus – ist herausfordernd. Ich empfinde auch Scham: Darf ich mein privilegiertes Leben genießen, während andere schon konkret vom Kollaps betroffen sind? Diesen Schmerz anzuerkennen, fällt mir oft schwer.

Was gibt dir Kraft, dich weiterhin mit dem Klimakollaps auseinanderzusetzen?

Ich empfinde mich als privilegiert und sehe es als meine Verantwortung, mein Wissen weiterzugeben und auf eine Weise zu handeln, die hilfreich und lebensförderlich ist.

Welchen Rat hast du für Menschen, die sich mit dem Kollapsbewusstsein auseinander setzen und Unterstützung suchen?

Geh den Weg nicht allein – such dir Menschen zum Austausch. Trau dich, deine Gefühle zuzulassen und offen darüber zu sprechen. Schon das Aussprechen und Gehörtwerden nimmt viel Druck. Umgib dich mit Menschen, die dir guttun, und meide, was dir nicht guttut.

Von der Demokratisierung des Kollapses

Dr. Gösta Gantner

Oh, here comes the apocalypse, and I can't get enough of it.

The Last Dinner Party, Agnus Dei, 2025

Vier intensive Workshops zu verschiedenen Aspekten einer aktivistischen und sozialwissenschaftlichen Beschäftigung mit drohenden gesellschaftlichen Zusammenbrüchen haben Spuren hinterlassen: Spuren der intellektuellen Neugier und des Unbehagens. Das Unbehagen umfasst die generelle Skepsis gegenüber Untergangsszenarien, weil sie zumindest in modernen Debatten zumeist regressiv gerahmt oder von antidebakalen Kräften gekapert wurden und werden – vom „Untergang des Abendlandes“ bis zu den „Retropopien“ der völkischen Gegenwart.¹ Doch zugleich kann ich eine Neugier nicht verhehlen, die sich ausgehend von Szenario 8.5 IPPC 2022² und den täglich neuen Erkenntnissen zu Artensterben, Umweltverwüstungen sowie vor dem Hintergrund massiver sozialer Ungleichheiten, von Kriegen, Atomwaffen und weltweiter autoritärer Tendenzen auf die Zukunft von Gesellschaften richtet, die große Grade an individueller und sozialer Freiheit bestenfalls für alle Staatsbürger*innen zu garantieren vermögen. Beides – das Unbehagen und die Neugier – sind miteinander verwoben. Im Folgenden skizziere ich einige Herausforderungen, die für die weitere Auseinandersetzung mit kollapsartigen sozialen Entwicklungen meines Erachtens bedeutsam sind und Elemente einer Demokratisierung der Kollaps-Konzeptionen darstellen. Dies geschieht aber nicht ohne Vorbehalt. Für mich ist keineswegs ausgemacht, ob es überhaupt ertragreich ist, Kollaps-Szenarien im Ringen um mögliche Zukünfte prominent zu behandeln. Sollten die Debatten, die langsam Fahrt aufnehmen³, in den kommenden Monaten und Jahren eine plausible und robuste Verfestigung erfahren, so käme es darauf an, solche Zukünfte mit demokratischen Prinzipien zu konfrontieren.

Krise versus Kollaps

Es gibt – in der Philosophie und dann auch in den Sozialwissenschaften – eine lange andauernde Diskussion um den Begriff der Krise. Was lässt sich aus diesen Krisen-Diskursen für die Kollaps-Debatten lernen? Wo überschneiden sich Vorstellungen, wo nicht? Inwiefern gewinnt der Begriff des Kollapses einen „Eigenwert“ gegenüber dem Begriff der (gesamtgesellschaftlichen bzw. planetaren) Krise?

Bereits in der antiken griechischen Philosophie wird – getreu dem Wortsinn – die Krise als Moment der *Entscheidung* oder als eine Phase der Lösung vorgestellt. Die Krise erscheint als produktives Moment der Klärung, Prüfung und Neuorientierung. In der Neuzeit wandelt sich der Begriff zu einem Ausdruck permanenter Unsicherheit und Gefährdung. „Krise“ wird zunehmend als anhaltender Ausnahmezustand verstanden, der nicht nur Entscheidung, sondern Systemversagen oder Sinnverlust signalisiert.⁴ Damit verschiebt

sich der Bedeutungssakzent von einem konstruktiven Entscheidungsprozess hin zu einer permanenten *Problematisierung der Gegenwart*.

Gleichwohl sind Krisen in einer an Hegel und Marx angelehnten Geschichtsphilosophie durchaus als *historische Fortschrittsmotoren* zu verstehen, bei Marx gipfeln krisenhafte Zustände in revolutionärer Überwindung bestehender Herrschaftsverhältnisse. Die Krise wird als Chance verstanden – wie es der Krisenbegriff, den wir auch heute in psychologischen Zusammenhängen verwenden, deutlich werden lässt. Festzustellen ist also zumindest eine *Zwiespältigkeit oder Ambivalenz im Begriff der Krise*. Krise wird in der Moderne einerseits als Chance oder Wendepunkt und andererseits als perpetuierender Problemzusammenhang verstanden.

Meines Erachtens tendiert der *Begriff des Kollapses*, wie er in Hinblick auf menschgemachte Erdverwüstung und -erhitzung verwendet wird, in Richtung eines Krisengeschehens, das keine Lösung, keine Entscheidung impliziert: *Zusammenbruch ohne Chance*.⁵ Solche Kollaps-Szenarien erscheinen mir als eine perpetuierende Geschichte des Unheils: Benjamins „Engel der Geschichte“⁶ kehrt zurück – wir richten uns ein im unheilvollen Kollaps. Stimmt das, oder gibt es womöglich in diesen Zukunftsmodellen doch noch die Momente der Hoffnung, verstanden als ein *Aufbruch im Zusammenbruch*?

Über die Gesellschaftlichkeit des Kollapses

Auch diese Frage greift zu kurz, denn es gibt nicht „den“ Kollaps. Wenn man sich überhaupt auf eine Rhetorik des Kollapses einlassen möchte, gilt es, verschiedene Kollaps-Varianten und Szenarien zu unterscheiden: was bricht wie, für wen, in welchen Zeitfentern zusammen?

Was zumindest mit einer gewissen Plausibilität für alle Szenarien, bei denen *homo sapiens* nicht ausstirbt, unterstellt werden darf: Der Mensch bleibt auch im Kollaps ein *zoon politikon* – der Kampf aller gegen alle ist eine autoritäre Fiktion. Die Fiktion wirkt brandgefährlich, wenn sie sich (fast schon pandemisch) ausbreitet und damit zu einer *self-fulfilling prophecy* zu werden droht: Jeder preppt für sich allein. Am besten noch mit Schusswaffen und genügend Munition, um die Konkurrent*innen in Hinblick auf knappe Nahrungsgüter, sichere Unterkünfte, Energie etc. abzuwehren.⁷ Der Auweg aus diesen negativen Naturzustandsfiktionen war die Errichtung staatlicher Repressionsinstitutionen, wie bei Thomas Hobbes etwa nachzulesen ist: Wegen der Wolfsnatur des Menschen braucht es Staat, Militär und Polizei – die zumindest in manchen Kollaps-Szenarien kaum noch flächendeckend wirken können werden. Doch was wäre, wenn die *solidarische Natur des Menschen* im Vordergrund stünde? Welche Kollaps-Konzeption wird durch diesen Blick auf den Menschen ersichtlich?

Kampf gegen den Ungeist: reclaiming decent collapse

Nicht nur im Hier und Jetzt ist ein Kampf gegen den Ungeist, die Lüge und den Hass zu führen, sondern auch in unseren Vorstellungen und Narrativen von der Zukunft. Selbst Zukunftsnarrative werden gekapert vom Spiel mit der Angst und dem Untergang. Der Kampf gegen den Ungeist erweist sich somit auch als ein Kampf um Zukunftsnarrative. Auch in diesen Vorstellungen von Zukunft – gezeichnet durch Erderhitzung, menschengemachte Naturkatastrophen, wirtschaftliche und gesellschaftliche Zusammenbrüche –

geht es um Menschen, die in ihren Nöten, ihren Sorgen und ihrer Würde zu achten und anzuerkennen sind. Das unterscheidet diese Zukunftsaussichten maßgeblich von (rechtsradikalen) Untergangfantasien. An einer solchen „würdigen Prospektive“, im Englischen würde man vielleicht von einer „anständigen“ (decent) Betrachtungsweise sprechen, gilt es festzuhalten, sie womöglich erst wieder zurückzuerobern.

Kollaps-Demokratie: Ein Katalog an Fragen

Für mich lautet die zentrale Frage: *Wie gestalten wir in verschiedenen Kollaps-Szenarien ein solidarisches und demokratisches Zusammenleben?* Die damit zusammenhängende These, hier nur als Plädoyer formuliert, lautet: Wir müssen unsere Zukunftsszenarien, die geprägt sind von Verwüstung und Zerstörung nach dem Überschreiten kritischer planetarer Kippunkte, *humanisieren, sozialisieren und demokratisieren*. Dies bedeutet, in Kollaps-Szenarien den Fokus weg von der Katastrophenbeschreibung hin zur Gestaltung von bedrohten und verwundbaren Gemeinschaften zu verschieben.

Unter dieser Leitfrage ergeben sich zahlreiche Folgefragen auf verschiedenen Ebenen – normativ, ökonomisch, institutionell, infrastrukturell und kulturell.

1. Normative und politische Grundfragen: Wie lässt sich Demokratie unter Bedingungen des Mangels (Energie, Nahrung, Wasser) aufrechterhalten? Welche Formen der Solidarität sind in Zusammenbruchssituationen tragfähig – lokal, national, transnational? Wie verändert sich das Verständnis von Gerechtigkeit (Verteilung, Verantwortung, Generationen, global)? Gibt es demokratische Formen des Regierens, die resilient gegenüber Schock, Angst und Autoritarismus sind? Wie lässt sich verhindern, dass Notstandspolitiken zu dauerhaften Einschränkungen von Freiheitsrechten führen?
2. Ökonomische Folgefragen: Wie verändern sich Eigentumsverhältnisse unter Bedingungen von Knappheit, Zerstörung und Wiederaufbau? Können Gemeingüter (Commons) – etwa Wasser, Energie, Land, Wissen – zu zentralen Säulen einer solidarischen Ökonomie werden? Wie lassen sich Produktionsmittel und Infrastrukturen so gestalten, dass sie demokratisch kontrolliert und dezentral verwaltet werden? Welche Rolle spielt das Konzept der Vergesellschaftung von Schlüsselindustrien in einer post-fossilen, krisengeprägten Welt? Welche neuen Formen von Arbeitsteilung und Kooperation entstehen, wenn globale Lieferketten zerfallen? Wie lässt sich ein solidarischer Wohlstandsbezug entwickeln, der nicht auf Wachstum, sondern auf Bedürfnisorientierung und Resilienz basiert? Welche Formen einer post-kapitalistischen Koordination globaler Produktion (z. B. über solidarische Netzwerke) sind denkbar?
3. Institutionelle Folgefragen: Welche sozialen und politischen Institutionen sollten unbedingt Bestand haben und müssen dementsprechend auf Kollaps-Szenarien vorbereitet werden? Welche Institutionen sind in der Lage, auch unter extremen Bedingungen Vertrauen und Legitimität zu wahren? Wie lassen sich Machtkonzentrationen (z. B. in Technologiekonzernen oder autoritären Regimen) in solchen Phasen verhindern? Was passt mit Geldsystemen und Finanzmärkten in einer Welt vieler Krisen – und welche Alternativen (etwa Regionalwährungen, Ressourcengeld, Tauschkreise) sind praktikabel? Brauchen wir neue Formen öffentlicher Institutionen (z. B. für lokale Ernährungssicherung, Energiegenossenschaften, Bürger*innenräte)? Wie kann das Prinzip Subsidiarität – also Stärkung der kleineren, handlungsfähigen Einheiten – praktisch umgesetzt werden?

werden? Wie könnten sich kommunale Selbstverwaltung und regionale Solidaritätsnetzwerke entwickeln, wenn zentrale staatliche Strukturen überlastet sind? Welche Rolle spielen Rechtssysteme und Verfassungsschutzmechanismen in einer Phase des Zusammenbruchs oder Wiederaufbaus?

4. Infrastrukturelle und technologische Fragen: Welche kritischen Infrastrukturen (Energie, Wasser, Gesundheit, digitale Kommunikation) müssen dezentralisiert werden, um demokratisch kontrollierbar zu bleiben? Wie können Versorgungssysteme (Nahrung, Energie, Mobilität) gestaltet werden, die sowohl robust als auch partizipativ sind? Wie lässt sich technologische Souveränität sichern – also lokale Kontrolle über Technologien und Wissen statt Abhängigkeit von globalen Lieferketten? Welche Rolle spielen Bildung und Wissensteilung als Infrastruktur des demokratischen Überlebens?

5. Soziale und kulturelle Dimensionen: Welche kulturellen Narrative helfen, in Krisen eine solidarische Haltung zu bewahren – jenseits von Angst und Konkurrenzdenken? Wie kann das Konzept von Gemeinschaft neu gedacht werden, wenn staatliche Strukturen schwächen? Wie kann zwischen lokalen Gemeinschaften und globaler Solidarität koordiniert werden? Welche Formen von Trauerarbeit, Sorgekultur und „Reparatur“ sind denkbar, um mit Verlusten und Verwüstung umzugehen?

Eine solche Suche nach Antworten, nach Zukunftsvorstellungen und nach Narrativen ließe sich selbst als *demokratische Praxis* konzipieren: als ein gemeinsames Erzählen und Entwerfen von künftigen Lebensformen. Dabei, so scheint mir, besteht eine Herausforderung darin, von anthropozentrischen Mustern hin zu neuen Relationen zwischen uns „Erlingern“ zu gelangen.⁸ Womöglich wird das Anthropozän inmitten des sechsten Massenartensterbens in ein Zeitalter des Lebendigen transformiert: Mit Rechten der Natur und neuen, fast schon zärtlich zu nennenden Verbindungen zwischen Mensch und nicht-menschlichen Entitäten.⁹

Überwindung des Kollapses?

Solche Zukunftsszenarien sind womöglich am Ende nicht mehr so „Kollaps-zentriert“, wie man meinen könnte. Sich vom Kollaps emotional und intellektuell überrollen zu lassen, könnte eine neue Form der Unmündigkeit nach sich ziehen. Ihr zu entgehen, ohne naiv den drohenden Verwüstungen und möglichen gesellschaftlichen Zusammenbrüchen zu begegnen, dürfte eine der anspruchsvoller Aufgaben der kommenden Jahre werden. Und wer weiß: Vielleicht braucht es dazu auch eine transdisziplinär zu gestaltende „Kollapsologie“ – eine Wissenschaft sozialer Zusammenbrüche, die immer auch als Aufbrüche zu verstehen sind?

Alles zerfällt jetzt. Einiges ist kollabiert, einiges zerschlagen, anderes im Aufbruch.
Jenny Erpenbeck, Kairos, 2021, S. 340

¹ Vgl. Baumann, Zygmunt, *Retrotopia*, Berlin 2017.

² Intergovernmental Panel on Climate Change, Climate Change 2022: Impacts, Adaptation and Vulnerability. Working Group II Contribution to the Sixth Assessment Report of the Intergovernmental Panel on Climate Change, Abschnitt TS, S. 58.

³ Die jüngste Publikation ist: Kemp, Luke, *Goliath's Curse, The history and future of societal collapse*, London 2025. Sie reiht sich ein in eine langsam wachsende Liste an Publikationen, zu denen u.a. auch folgende Werke zu zählen sind: Köhler, Thomas, Leisgang, Theresa, Schwen, Gerriet et al. (Hrsg.), *Klima, Kollaps, Kommunikation: Perspektiven auf das Climate Endgame*, Hannover 2025, Ord, Toby, *The Precipice: Existential Risk and the Future of Humanity*, London 2020 sowie Servigne, Pablo und Stevens, Raphael, Wie alles zusammenbrechen kann: Handbuch der Kollapsologie, Wien 2022 [im Original 2015: *Comment tout peut s'effondrer*].

⁴ Koselleck, Reinhart: *Krise*. In: *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 3, Stuttgart 1972, S. 616–650.

⁵ Kemp, Luke Xuc, Chi, Depledge, Joanna et al., Climate Endgame: Exploring catastrophic climate change scenarios, in: PNAS 2022, Vol. 119, No. 34 e2108146119. Siehe auch den dritten Teil von Kemp 2025, a.a.O., der überschrieben ist mit „Endgame“. Im Untertitel von Köhler et al. (Hrsg.) 2025, a.a.O. ist von „Perspektiven auf das Climate Endgame“ die Rede. – Demgegenüber wird gerade in marxistischen Kontexten der Gegenwart nach Alternativen gesucht, die weniger nach Becketts Endspiel gestrickt sind. Siehe beispielsweise Global Working Group Beyond Development (Hrsg.), *Alternatives in a world of crisis*, Rosa-Luxemburg-Stiftung Brussels Office 2019. Kaum nötig zu erwähnen, dass bei dieser Publikation bereits im Titel der Begriff der Krise und nicht der Begriff des Kollapses verwendet wird zur qualitativen Bestimmung des gesellschaftlichen Zusammenhangs.

⁶ Benjamin, Walter, Über den Begriff der Geschichte, in: *Gesammelte Schriften* Bd. I.2, Frankfurt am Main 1974, S. 697f.

⁷ Demgegenüber plädiert Fabian Scheidler im Vorwort der deutschen Übersetzung des Buches von Servigne und Stevens: Es „braucht [...] eine offene und breite Diskussion über die Gefahren eines gesellschaftlichen Zusammenbruchs. Denn eine solche Diskussion kann überhaupt erst die Voraussetzungen für neue Formen kollektiven Handelns schaffen und den Raum des Vorstellbaren erweitern. Kollapsologie in diesem Sinne zu betreiben, meint eben nicht, sich als Prepper mit Konservendosen und Waffen in einem Bunker einzumauern, sondern im Gegenteil „die Epidemie der Einsamkeit“ zu überwinden [...] und sich wieder als politisches Wesen [...] zu erkennen“. Servigne und Stevens, 2022, a.a.O., S. 18.

⁸ Vgl. Haraway, Donna J., *Unruhig bleiben. Die Verwandschaft der Arten im Chtuluzän*, Frankfurt am Main 2018, S. 47ff.

⁹ Pelluchon, Corine, *Das Zeitalter des Lebendigen. Eine neue Philosophie der Aufklärung*, Darmstadt 2021.

„Weiterzumachen wie bisher, ist eine Garantie, uns umzubringen“

Ein Interview von Antonia Hirschmann mit Gerriet Schwen

Gerriet Schwen hat viele Jahre experimentell zu Klimakommunikation und gesellschaftlichem Wandel geforscht. Gemeinsam mit der Schader-Stiftung, dem Klima-Kollaps-Café und der Hochschule Darmstadt hat Schwen die vierteilige Workhopreihe zum drohenden klimabedingten Kollaps mitveranstaltet, die sich mit dem Tabu-Thema Kollaps im Zusammenhang mit der Klimakrise beschäftigt.

Wann haben Sie angefangen, sich mit der Klimakrise auseinanderzusetzen?

Es gab keinen bestimmten Moment. Aber schon im ersten Semester an der Uni habe ich mehr klimawissenschaftliche Studien als Romane gelesen. Mich haben Begriffe wie „planetare Grenzen“ und später auch „Climate Endgame“ fasziniert. Es fühlte sich einfach notwendig an, sich mit den größten existenziellen Bedrohungen unserer Zeit zu beschäftigen.

Die Workopreihe setzt sich mit gesellschaftlichem Kollaps auseinander. Warum dieses Thema?

Heutzutage ist es schwer zu skandalisieren. Man kann über Sex, Drogen oder Geld sprechen, aber kaum über Kollaps. Es löst starke psychologische Abwehrreaktionen aus. Dabei ist das Thema existenziell. Wir wollten einen Raum schaffen und zeigen, dass wir Lust haben, uns damit rational zu beschäftigen und Kollaps auf die Agenda zu setzen.

Sie kritisieren den „Anstandsoptimismus“ in der Klimakommunikation. Was meinen Sie damit?

Im akademischen Kontext existiert die Überzeugung, dass Wissenschaft rational sein muss – wobei oft gegen jede Ratio ausgeblendet wird, was emotional so überwältigend ist wie zum Beispiel die Fragilität unserer Zivilisation. Gleichzeitig gibt es eine Art „Anstandsoptimismus“: Egal, wie katastrophal die Forschungsergebnisse sind, am Ende wird betont, dass es Hoffnung gibt. Dieses Muster ist eng mit institutionellen und strukturellen Dynamiken verbunden.

Warum halten Sie das für problematisch?

Manche Studien behaupten, dass Menschen nur durch positive Geschichten ihr Verhalten ändern. Andere Studien zeigen das Gegenteil. Wir wissen also nicht, wie Klimakommunikation wirkt. Wir wissen nur, dass es die letzten Jahrzehnte nicht funktioniert hat. Die Emissionen steigen weiter, die Katastrophen nehmen zu. Weiterzumachen, wie bisher, ist eine Garantie, uns umzubringen. Beschönigungen verhindern die Dringlichkeit, die wir brauchen.

Wie sollte Klimakommunikation stattdessen gestaltet werden, um wirksam zu sein?

Wir müssen Menschen berühren, sie schockieren und ihnen deutlich machen, was sie zu sehr lieben, um es an das Klimachaos zu verlieren. Es geht mir nicht darum, schlammere Geschichten zu erzählen als das, was realistisch auf uns zukommt. Klimakommunikation muss sagen, was Sache ist, auch wenn das unbequem ist. Nur so kann echte Solidarität und Entschlossenheit entstehen.

Ist diese Kritik an der Wissenschaft der Grund, warum Sie Ihre Promotionsgelder zurückgegeben und sich aus der Wissenschaft zurückgezogen haben?

Nein, aber ich bin der Meinung, dass wir nicht noch mehr Klimaforschung brauchen, weil es bereits eindeutig ist, dass unsere Lebensweise schädlich für den Planeten ist. Außerdem sind Wissenschaftler*innen oft abhängig von Fördergeldern oder festen Anstellungen. Ich will unabhängiger sein, radikaler, praktischer und kollektiver arbeiten. Mein Ziel ist es, so viel Leid wie möglich in den kommenden Krisen zu minimieren und Strukturen zu schaffen, die uns helfen, besser damit umzugehen.

Sie betonen häufig die Bedeutung von Kollektivität. Wie hängt das mit Ihrem Lebensstil zusammen?

Mit 15 bin ich in ein besetztes Haus gezogen, weil ich eine Unterkunft brauchte, um die Schule weiterzumachen. Dann lebte ich in einem Zelt, später half ich, einen Bauwagenplatz aufzubauen. Jetzt lebe ich in einem LKW, den ich weiter ausbauen möchte. Die Idee, gemeinsam zu leben, zu arbeiten und Ressourcen zu teilen, hat mich immer begleitet. Es macht einfach Sinn, in 25-Kilo-Säcken im Biogroßhandel einzukaufen und zu teilen, statt alles selbst zu besitzen.

Sie arbeiten viel mit Krisenszenarien. Was genau kann man sich darunter vorstellen, und warum ist es wichtig, diese Szenarien zu betrachten?

Ich habe mich mit katastrophalen Szenarien beschäftigt, um zu verstehen, wie wahrscheinlich und einflussreich sie sind und wie man sich als Gesellschaft darauf gut vorbereiten kann. Ein Szenario ist zum Beispiel ein flächendeckender Stromausfall. Ohne Strom gibt es kein Wasser, keine funktionierenden Toiletten, schnell leere Supermärkte, keine Telekommunikation, kein Bezahlen mit Karte, kein Tanken.

Ist es emotional erschöpfend, sich mit solchen Szenarien auseinanderzusetzen?

Anfangs ja. Es fühlte sich perspektivlos an, weil die Erkenntnisse belastend sind. Aber irgendwann habe ich sie akzeptiert. Ich habe mich entschieden, mich nicht davon abzuwenden. Wir sind in einem einzigartigen Moment der Menschheitsgeschichte und ich möchte herausfinden, was wir daraus machen können. Ich suche nach dem, was wirklich sinnvoll ist – auch wenn ich noch nicht genau weiß, was das ist. Aber ich habe eine innere Energie und bin fest entschlossen, das herauszufinden.

Linkverzeichnis

S.3: Klima-Kollaps-Café :

- www.klimakollaps.org

S.5: Hochschule Darmstadt:

- <https://h-da.de/>

S.5: Bachelor-Studiengangs Onlinejournalismus:

- <https://h-da.de/studium/studienangebot/studiengaenge/architektur-medien-und-design/onlinejournalismus-ba>

S.5: Heinrich-Böll-Stiftung:

- www.boell.de/de

S.5: Salons des Guten Lebens:

- <https://salonsdesgutenlebens.de/>

S.6: Szenarien-Geschichten:

- https://dasumweltinstitut.de/wp-content/uploads/2025/08/Szenarien_die-sueche-nach-dem-guten-Leben_geschichte.pdf

S.6: Media, Technology and Society:

- <https://mediencampus.h-da.de/studieren/studienangebot/master/media-technology-and-society/profile>

S.23: klimaschädliche Wirkung von CO₂:

- <https://klima-kollaps-kommunikation.de/beitraege/plaedyoyer-fur-einen-radikalen-realismus-wie-uns-die-klimawissenschaft-in-die-falle-lockt>

S.23: planetary boundaries:

- www.stockholmresilience.org/research/planetary-boundaries.html

S24: die Schwelle von 1,5 °C:

- <https://climate.copernicus.eu/copernicus-2024-first-year-exceed-15degc-above-pre-industrial-level>

S.24: Überschreiten von Kipppunkten:

- www.kiwi-verlag.de/buch/toralf-staud-benjamin-von-brackel-am-kipppunkt-9783462007909.

S.25: Die Grenzen des Wachstums:

- <https://web.ics.purdue.edu/~wggray/Teaching/His300/Illustrations/Limits-to-Growth.pdf>

S.25: zentrale Projektionen:

- <https://doi.org/10.14512/gaia.21.2.10>

S.25: bestmöglichen Katastrophe:

- <https://bettercatastrophe.com/>